

Rezensionen

Steven Thiry/Luc Duerloo (Hg.): Heraldic Hierarchies. Identity, Status and State Intervention in Early Modern Heraldry, Leuven: Leuven University Press 2021, 273 Seiten, viele Abb., ISBN: 978-9-46270-243-1

Der Band enthält Vorträge, die auf dem 21. *Colloquium der Académie internationale d'Héraldique* und auf der 9. *Arenberg Conference for History* 2019 in Antwerpen gehalten wurden. Die beiden Herausgeber zählen zu den führenden Heraldikern Westeuropas und bieten in ihrem inhaltsreichen Vorwort, das über eine bloße Einführung in die Thematik weit hinausgeht, eine Zusammenfassung, aber auch Erweiterung der Thesen bezüglich des Bedeutungswandels der Heraldik in der Frühen Neuzeit. Dabei treten sie der Ansicht entgegen, dass sich das Wappenwesen seit dem 16. Jahrhundert in Niedergang befunden habe. Erst in dieser Zeit begänne ein juristisch fundiertes und politisch instrumentalisiertes Interesse des Staates an der Heraldik. Die Zeitgenossen hätten in der Heraldik keine Hervorbringung einer vormodernen Epoche gesehen, sondern ein wichtiges Element in der Auseinandersetzung zwischen Herrscher, Adel und aufkommenden neuen Schichten. Was dabei freilich außer Acht gelassen wird, ist der Wandel des Bildverständnisses der Wappenführer im Sinne einer frühzeitig gewachsenen Identität.

Hamish Scott hebt in seinem Vortrag fünf Elemente hervor, die seiner Meinung nach den Adel der Frühen Neuzeit charakterisieren, die jedoch schon im Mittelalter von Bedeutung waren und mit dem Wappen in Zusammenhang stehen: Genealogische und zeichenmäßige Traditionen sowie Überlieferung und Namengebung. Letztere sind etwas weit Zurückliegendes, das in vorheraldische Perioden verweist und dann oft in der adeligen Selbststilisierung durch Wappen

wieder auflebte. Dass hingegen die Führung von Wappen schon im Mittelalter nicht auf den Adel beschränkt war, beweisen die Wappen der Ministerialen im römisch-deutschen Reich des Hochmittelalters. Hingegen ist Scott zuzustimmen, wenn er behauptet, dass der soziale Aufstieg reicher Bürger, von Magistraten und königlichen Amtsträgern zu einer Art „Verstaatlichung“ der Heraldik führte. Die Verleihungen können nur vom Herrscher ausgehen, was nun durch ihn auch kontrolliert wird. Organe der Kontrolle bestehen jedoch schon im Mittelalter (Wappenkönige, Hofpfalzgrafen) und auch die Fixierung der Wappen und ihrer Träger in Armorialen und Registern hat es schon vor dem 16. Jahrhundert gegeben, die freilich überwiegend Privatarbeiten aus bestimmten Anlässen waren und nicht Mittel königlicher Kontrolle.

Dass nun aber ein offizielles Verzeichnis der Wappenführer und ihrer Schilde notwendig wird, zeigt Clément Savary: Schon im 15. Jahrhundert entsteht der sogenannte „Pennon“, ein Schild, der mit der Anbringung von Wappen weit über die vierfache Teilung hinausgeht. Nur so kann vielfacher Besitz heraldisch erfasst und dokumentiert werden. Hier kam es zu Schildgestaltungen, die über hundert Wappen enthalten und nur mit Hilfe eines Genealogen verfertigt und gedeutet werden konnten. Ein solcher Schild diene als Nachweis von oft weit hergeholten Familienverbindungen, was dem aristokratischen Selbstverständnis diene, wie es sich in Neuzeit entwickelte. Für den Heraldiker ist es von Bedeutung zu erkennen, dass sich damit auch eine neue Ästhetik in Bezug auf die Wertung und Platzierung der Tinkturen zu entwickeln begann; etwa, dass Blau und Silber mit Vorliebe im oberen Schildbereich anzutreffen sind, Rot und Gold hingegen im unteren!

Camille Pollet beschäftigt sich mit der Frage, was der Begriff „nobilis“ als Voraussetzung von Wappenführung wirklich bedeutet. Dass Vertreter der Eliten und Wappenbesitzer anderer sozialer Schichten nebeneinander nachzuweisen sind, ist einsichtig, doch wird man für das 16. Jahrhundert nicht behaupten können, dass Wappenverleihungen nun eine „widespread social practice“ geworden seien. Richtig hingegen scheint, dass ein Wappen grundsätzlich für jedermann „a noble dimension“ aufweisen, was dann im 19. Jahrhundert allgemein bedeutsam wird. Doch ist es berechtigt anzunehmen, dass der Begriff „nobilis“ weiterhin nicht exakt abzugrenzen war: die soziale Praxis der Wappenführung ließ sich dadurch kaum einschränken. Dass diese Problematik in anderer Weise und auf anderen emblematischen Grundlagen auch bei den Symbolzeichen der Mameluken, den *runuk*, bestand, zeigt Simon Rousselot. Dabei geht die Entwicklung vom ursprünglich individuellen Zeichen zum Faktionsemblem und führt schließlich zum Zeichen der Zugehörigkeit des einzelnen in Bezug auf den Hofstaat eines Sultans. Der Rang des *runuk*-Trägers wird durch die verschiedenen immer wiederkehrenden Figuren bildlich charakterisiert, was aber mit der Symbolik der abendländischen Wappen nichts zu tun hat. Rousselot macht deutlich, dass hier keine Einflüsse aus und auch auf Europa festzustellen sind. Nicolas Vernot interpretiert die Wappen der sozialen Aufsteiger: diese reflektieren Stolz und Prestige des Wappenführers. Dass die dabei verwendeten Figuren auf protoheraldische Hauszeichen zurückzuführen sind, möchte der Rezensent bezweifeln. Dass dabei innerhalb der jeweiligen Menschen, Tiere, Pflanzen, Himmelszeichen eine bestimmte Rangfolge zu erkennen ist, scheint mehr als fraglich, ist jedoch nicht ganz von der Hand zu weisen. Erklärlich wäre das aufgrund eines sozialen Aufstiegs des Wappenführers, während erst im 19. Jahrhundert diesbezüglich redende und auf ein persönliches Schicksal bezügliche Bilder im Schild erscheinen. Jedenfalls wollte man den Aufsteigern bestimmte Wappenbilder lange nicht zugestehen (Adler, Löwe, Eiche, Palme, Sonne), ein Verbot, dass man durch die

christlich-religiöse Sinnhaftigkeit der Darstellungen zu umgehen trachtete, was zu heftigen Auseinandersetzungen führte. Die bürgerlichen, in diverse staatliche Positionen aufgestiegenen Wappenwerber versuchten aber auch ihre überlieferten Werte, wie Fleiß, Geduld, Wissen, Kompetenz, sinnbildlich als Ausweis einer nichtadelig begründeten Führungsqualität auf den Schild zu bringen. Vernot vermag alles in allem die veränderte Sichtweise auf das Wappen in einer sich wandelnden Welt exemplarisch und nachvollziehbar hervorzuheben.

José Manuel Valle Porras gelingt es am Beispiel des königlichen Wappenexperten Diego de Urbino zu zeigen, wie notwendig es für Offiziere, Beamte, Bankiers, Advokaten und Kaufleute war, sich quasi heraldisch zu etablieren. Hier wurde allerdings eine Angleichung an adelige Familien als Vorfahren versucht, wobei schon die gesuchtesten Ähnlichkeiten des Namens genühten. Es gelingt dem Verfasser zu zeigen, dass dieses fragwürdige Tun auf der offensichtlichen Notwendigkeit basierte sich in der Hierarchie zu etablieren und zu behaupten. Diesem Tun schob das königliche Edikt von 1616 einen Riegel vor, wobei es aber vor allem um das Verbot ging, als Aufsteiger sein Wappen öffentlich und monumental anzubringen. Dabei werden die diesem Verbot unterliegenden Berufe *expressis verbis* genannt. Der Beitrag von Valle Porras ist wohl einer der besten und übersichtlich gestalteten Aufsätze der vorliegenden Sammlung.

Dass Wappenkönige und andere mit der Kontrolle heraldischer Zeichen beauftragte Amtsträger auch im Frankreich des 17. Jahrhunderts sich umstrittener Genealogien bedienten, um neue Wappen auszugestalten, macht Dominique Delgrange mit der Untersuchung der berüchtigten „Remonstrance burlesque au Roy d’armes pour la noblesse lilloise“ deutlich. Dabei macht der Verfasser mit seiner Spezialstudie deutlich, wie stark der Gegensatz zwischen Aristokratie und begüterttem Bürgertum im Medium der neuzeitlichen Heraldik und seiner Voraussetzungen sichtbar wird. Steven Thiry widmet sich dieser grundsätzlichen Gegnerschaft in seinem Beitrag, wobei er sich mit der Inspektion heraldischer Grabdenk-

mäler durch den königlichen Offizial Claude de Valles in Paris und Lyon befasst. Dieser meldete dabei zahlreiche Fälle unerlaubter Heraldik. Dabei ging es um die Verwendung von Wappenfiguren und des entsprechenden Beiwerks, das von nichtadeligen Familien arrogiert worden war. Obwohl der König Urheber jeglichen sozialen Ranges war, konnte man sich doch immer wieder über die damit zusammenhängenden Gebote und Verbote hinwegsetzen. Zur Abstellung unerlaubter Monumente und Beseitigung unerlaubter Wappeninhalte war der Herrscher jedoch vielfach von der Zustimmung adeliger Eliten abhängig, was eine genaue Trennung zwischen adeligen und nichtadeligen Schildinhalten oft nicht möglich machte. Dem Rezensenten scheint es jedoch fraglich, ob dem König die Auslegung und Einhaltung heraldischer Vorschriften deshalb immer wichtig waren. Mit dem Begriff heraldischer Ikonoklasmus bezeichnet man die (vorübergehende) totale Abschaffung der Wappen durch die führenden Vertreter der französischen Revolution. Für den einzelnen war das jedoch schon früher möglich, z. B. bei Hochverrat, wonach es zu einer *subversio armorum* kommen konnte. Im römisch-deutschen Reich war dagegen die Wapenminderung üblich.

Ein bekanntes Beispiel für die Tilgung der heraldischen Denkmäler ist das Wappen von Charles de Bourbon-Montpensier. Ein naher Verwandter des französischen Königs und Connetable von Frankreich fiel er 1523 von seinem Herrn ab und schloss sich Kaiser Karl V. an. Nach seinem Tod 1527 verfiel er einer *damnatio memoriae*, nachdem sein Besitz eingezogen und seine heraldischen Denkmäler zerstört worden waren. Weiter bestehende Wappen wurden ihrem Inhalt entsprechend uminterpretiert: der geflügelte Hirsch versinnbildlichte die feige Flucht aus dem Vaterland und das Flammenschwert wurde als Sinnbild verräterischer Gegnerschaft zu seinem König gedeutet. Antoine Robin zeigt damit in stringenter Weise wie Individuum, Dynastie und *fama* in symbolischer Deutung heraldischer Zeichen zerstört und getilgt werden konnten.

Richard Cust schildert am Beispiel Lord Burghleys, wie ein führender Staatsmann und enger

Vertrauter der Königin sich besondere Mühe gab, noch über das Wirken des Earl Marshal hinaus ein konkretes heraldisches System für sein Land zu etablieren und dann persönlich zu kontrollieren. Hohe Staatsämter sollten danach nur an Männer mit entsprechenden Stammbäumen und regelgemäßen Wappen vergeben werden, was eine exakte Beschäftigung mit heraldischen und genealogischen Fragen notwendig erscheinen ließ. Dadurch erklärt sich das zahlreiche Vorhandensein von Wappen in Kirchen, an Mauern und in Sälen von Schlössern. Der Verfasser vermag deutlich zu machen, dass dies ein Zug zur Verstaatlichung der Heraldik war, wenn auch auf dem Umweg über familiäre Beziehungen.

Den Abschluss des vorliegenden Spezialwerks bildet ein Aufsatz von Joseph McMillan, der die Heraldik der Vereinigten Staaten vor deren Entstehung und bis um 1800 behandelt. Er zeigt, wie die wenigen offiziellen Embleme der britischen Amtsträger zu persönlichen Wappen und Siegeln wurden, die keiner staatlichen Kontrolle unterlagen. Danach verfügten nur der Staat und die einzelnen Bundesstaaten über offizielle Wappen, denen jegliche adelige Tradition und daher auch jede heraldische Problematik von jeher abgeht.

Man wird dem vorliegenden Band attestieren, dass er ein Kompendium frühneuzeitlicher Heraldik darstellt. Dabei geht es nicht um die Diskussion hilfswissenschaftlicher Fragen im engeren Sinne, sondern um das Wappen als Spiegel und Element frühneuzeitlicher Staatlichkeit, wie sie sich in Westeuropa zu entwickeln begann. Dabei ist es den Beiträgern gelungen die historische Entwicklung nicht in einer konstruierten Einheitlichkeit, sondern in ihrer Widersprüchlichkeit deutlich werden zu lassen. Dadurch wird der Heraldik eine inhaltliche Bedeutung als Aspekt allgemeiner historischer Forschung verliehen. Das ermöglicht zu haben, ist den beiden Herausgebern des Bandes zu danken. Eine Einschränkung bedeutet es aber, dass die zeitgleiche Entwicklung der Heraldik in Mittel-, Nord- und Südeuropa gänzlich ausgeklammert geblieben ist.

Georg Scheibelreiter (Wien)

Anja Amend-Traut/Ignacio Czeguhn/Peter Oestmann (Hg.): Urteiler, Richter, Spruchkörper. Entscheidungsfindung und Entscheidungsmechanismen in der Europäischen Rechtskultur (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 75), Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2022, 440 Seiten, ISBN 978-3-412-51878-3

Wer darf wann entscheiden? Und wie wurde durch die Geschichte entschieden, wo Entscheiden doch bekanntlich eine Zumutung darstellt? Decision-Making, grob übersetzt: Prozesse des Entscheidens sind einer der aktuellsten¹ rechtsgeschichtlichen Forschungsbereiche im Rahmen der kulturwissenschaftlichen Erforschung von Praktiken. Die Gunst der Stunde nützt der 75. Band der Reihe *Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im alten Reich* und bereichert sowohl die Decision-Making als auch die Höchstgerichtsforschung um einen Sammelband, entstanden nach dem interdisziplinären (Rechtsgeschichte, Rechts- und Geschichtswissenschaft) wie auch internationalen (Teilnehmer*innen von Japan bis Spanien) „11. Wissenschaftlichen Kolloquiums der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung“ 2018. Der Dank der Herausgeber*innen an den Münsteraner Sonderforschungsbereich 1150, „Kulturen des Entscheidens“, (S. 9) unterstreicht die Einbettung des Bandes in die aktuelle Forschung.

Wie Vorwort und Einführung betonen, werden nun endlich, typisch für die rechtsgeschichtliche Entscheidungsforschung und im Gegensatz zur psychologischen Entscheidungstheorie², rechtsprechende Kollegien, aber auch einzelne Richter und ihre Tätigkeiten ins Licht gerückt. Denn der Blick auf Entscheidungspraktiken ist, praxeologischer Theorie folgend, ein akteurszentrierter, daher der Haupttitel „Urteiler, Richter, Spruchkörper“.

Dabei spannt der Sammelband mit seinen 16 Aufsätzen den Bogen vom 13./14. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die Forschungsgegenstände sind einerseits verschiedene europäische Prozessrechte, andererseits verschiedene europäische Höchstgerichte, ihre Besetzung, die an

ihnen geführten Verfahren und ihre Entscheidungsmechanismen (Legitimation, Zuständigkeiten, Mehrheitsfindung, Urteilsbegründung und anderes).

In der Einführung weist Ignacio Czeguhn einerseits auf die Aktualität des Forschungsthemas (mit Beispielen aus Deutschland, der UN-Charta und KI-Experimenten) und andererseits auf die großen Entwicklungslinien hin (von ungelehrten zu gelehrten, vom Herrscher abhängigen zu unabhängigen Richtern). Er nennt die Trias von Entscheidungsmechanismus, (in der alten Formulierung des „Recht findens“ besonders spannenden:) -findung und -begründung (S. 15), wobei zweitens letztlich „nur“ als Teil der ersteren verstanden, aber dennoch eigens aufgezählt wird.

Der erste Aufsatz stammt vom vorsitzenden Richter des Bundesgerichtshofs, Thomas Fischer, und will mit seinen Überlegungen zur strafrechtlichen Revision „Denkanstoß“ zu den Bedingungen höchstrichterlicher Steuerung sein – dass er dadurch weniger wissenschaftlich gerät, stört nicht, im Gegenteil, er besticht durch die kluge Argumentation und macht die Aktualität des Tagungsthemas noch einmal besonders deutlich. Ausgehend von den normativen Grundlagen der Revision gelangt Fischer schnell zur Betonung der kultur- und kontextspezifischen Konstruiertheit von dem, was wir Wahrheit nennen. Fehlurteile resultieren nicht aus einer nicht ermittelten materialen Wahrheit, sondern haben systemimmanente oder revisions- und verfahrensrechtliche Gründe (z. B. die Frage nach zulässigen Argumenten und Urteilsbegründungen). Laut Fischer gehe es somit nicht um richtige Ergebnisse, sondern die Frage, wann ein Ergebnis als richtig gilt. Weiters behandelt er Referate von Urteilen als Filter im BGH-Verfahren und die beschränkte Zahl an Revisionsrichtern, *ergo* die Abhängigkeit des Kollegiums von Zeit, Geld und Organisation.

Wolfgang Ernst untersucht, einerseits, Entscheidungsprozesse in frühneuzeitlichen Mehrrichterverfahren, an deren Ende kollektive Entscheidungen als Summe von Einzelurteilen stehen und eine Frage der Mehrheitsmeinung sind (wie im englischen Prozess), während, andererseits, sogenannte Spruchkörper kollegial ein uni-

tarisches Urteil fällen (wie im kontinentalen, römisch-kanonischen Recht). Sein Aufsatz basiert auf der komparatistischen Studie des Autors von 2016, deren Ergebnisse er verdichtet und abstrahiert. Dabei konzentriert er sich vor allem auf West- und Zentraleuropa, doch auch Südkorea wird erwähnt.

Der scharfsichtige Aufsatz von Benjamin Lahusen beschäftigt sich mit dem römisch-rechtlichen Institut des Justiziums zur vorübergehenden Aussetzung von Gerichtsverfahren, etwa im Kriegsfall. Dabei stellt er sich gegen den in der Coronapandemie so aktuell gewordenen Philosophen Giorgio Agamben und dessen, so Lahusen, übertriebene Deutung des Justiziums als Suspendierung des gesamten Rechts (Richtung: Ausnahmezustand). Die frühneuzeitliche Rezeption des Instituts erfolgte durch die enzyklopädische Dissertation des Juristen, Prinzenerziehers und Gesandten Heinrich van Huysen. Durch einen Längsschnitt, der zeigt, dass es danach nie einen Anwendungsfall für das Justizium gab, da die Justiz selbst über ihren Ausfall zu entscheiden hatte, vermag Lahusen es, seine These, das Justizium sei nicht „anomisch“, sondern lasse sich mit „mehr Recht“ lösen, zu belegen.

Einen erfrischend quellenkritischen Blick auf Weistümer wirft Simon Teuscher in seinen Vorüberlegungen zur Erforschung der Entscheidungsfindung an Dinggerichten: Denn es sind Weistümer, von Jacob Grimm als Relikte einer archaischen, schriftlosen Rechtsüberlieferung gedeutet, welche das Bild von Dinggerichten und der ländlichen Rechtskultur prägten. Diese Sichtweise widerlegt Teuscher anhand von Beispielen aus der deutsch- und französischsprachigen Schweiz. Bei Dinggerichten waren auch Amtleute anwesend, Untertanen fungierten als herrschaftliche Richter und Schöffen, Kanzleien wiederum waren an der Verschriftlichung von Weistümern beteiligt, all das rückt diese in die Nähe der Schriftlichkeit. Mitunter enthalten sie Zitate. Entscheidungen nahmen dagegen, öfter implizit, auf Weistümer Bezug, denn, so Teuscher, Rechtsregeln wurden nicht von konkreten Fällen getrennt betrachtet. So gelangt er zur These, dass Dinggerichte geschriebenes

Recht kannten, den Rechtsnormen aber nicht in der Weise folgten, wie wir das heute tun. Aufzeichnungen sollten vor Fehlern schützen, aber nicht der einzige Maßstab sein.

Den großen, allerdings nicht als solchen kenntlich gemachten Abschnitt zu verschiedenen Höchstgerichten eröffnet Heiner Lück: In seinem Aufsatz zur Rechtsfindung, -mitteilung und -weisung der Oberhöfe und Schöffenstühle im sächsisch-magdeburgischen Rechtskreis als „außergerichtliche“ Instanzen zeichnet er die faszinierend weite Verbreitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Ostmitteleuropa nach: Genannt werden Beispiele von Wittenberg über Leitmeritz (Litomerice) bis Krakau (Krakow). Dies lag an Rechtstransfers und feudalen Strukturen, wie etwa in Krakau als Stadt-Neugründung nach Magdeburger Stadtrecht. Am Schluss fasst Lück gemeinsame Merkmale der untersuchten Institutionen zusammen und bietet einen Forschungsausblick an.

Masaki Taguchi widmet sich, ausgehend von den mittlerweile erschienenen MGH-Urkundenregesten des 14. Jahrhunderts, der Königsgerichtsbarkeit, genauer: Hofgerichten und Schiedsgerichten am Herrscherhof, deren Entscheidungen bisher kaum thematisiert wurden. Während in den Hofgerichten Hofrichter und Gerichtsstatthalter anstelle des Herrschers die Richterfunktion ausübten und diesen nur bei schwierigen Fällen um dessen Meinung fragten, hingen Schiedsgerichte, für welche die Quellenbasis eine breitere ist, stärker mit der Person des Herrschers zusammen. Der Autor schafft es, den Bogen zu schlagen, und bietet am Ende ein Fazit zu den unterschiedlichen Spielräumen des Herrschers bei der Entscheidungsfindung an beiden Gerichtstypen.

Der Aufsatz von John D. Ford folgt dem englischen „common lawyer“ William Lawrence, welcher in seinem späteren Werk seine richterliche Erfahrung am schottischen Civil Law Court in den 1650er Jahren, am Beginn der englischen Jurisdiktion in Schottland, beschrieb und einen Vergleich des Parliament House mit den Courts in Westminster Hall zog. Sein „verfremdeter“ Blick und seine Begründung der Unterschiede machen

die Quelle interessant. Schade ist, dass der Aufsatz nicht neben dem allgemeineren Text zur Thematik von Mark Godfrey steht.

Dieser beschreibt das Verhältnis zwischen Litigation und Gerichtsprozess im schottischen College of Justice im 16. Jahrhundert. An ihm waren mit der Zeit mehr und mehr gelehrte Richter im Einsatz, die römisch-kanonische Prozesse führten. Aus den *Statutes* wird dabei die Entwicklung des Decision-Making nachgezeichnet. Dabei wurde die sogenannte Session, welche die königliche Gerichtsgewalt besaß und erst 1532 in eine Judicial Session und ein Wider Council aufgeteilt wurde, von den Zeitgenossen nicht unbedingt nach ihrer jeweiligen Funktion unterschieden – ein spannender Befund, blickt man auf ähnliche Behörden in anderen Staaten, wie etwa den Reichshofrat.

Auf die Kontrolle der Höchstgerichtsbarkeit zur Zeit der Katholischen Könige von Kastilien bzw. ihrer Reform (1480–1503) konzentriert sich Antonio Sánchez Aranda, wenngleich er deren Vorgeschichte schon im 13. Jahrhundert beginnen lässt, wobei er die Geschichte einer nicht-linearen Entwicklung der kollegialen Höchstgerichte erzählt. Mit den Katholischen Königen begann schließlich nicht nur die absolutistische Festigung königlicher Macht, es kam auch zur Trennung der Regierungs- und Justizfunktion der kastilischen Behörden. Probleme waren zeitweilig etwa die Zuständigkeit derselben Audiencia in allen Instanzen, also auch für Berufungen gegen die eigenen Urteile, oder das Verbot der Urteilsverkündung, das Berufungen ebenso erschwerte.

Wiederum nicht unmittelbar danach findet sich der spanische, aber mit umfänglichem Abstract versehene Aufsatz von José Antonio López Nevot zum *stylus curiae* im Kastilien des Ancien Régimes. Er beschreibt die richterlichen Ermessensspielräume, welche durch den Konsens der Juristen und den *stylus* begrenzt wurden. Diesem Stil, nicht dem Recht folgend wurden Urteile nicht begründet. Auch andere Elemente der Gerichtsprozesse (ihre Frequenz, Fristen, Beweise etc.) waren dem *stylus* geschuldet und wurden von der Monarchie toleriert.

Der kirchlichen Gerichtsbarkeit im HRR seit dem Spätmittelalter widmet sich Hans-Jürgen Becker, wobei er sich auf die Rolle des Bischofs als oberster Richter in dessen Diözese konzentriert. Der Überblick, den er bietet, ist kurz, führt jedoch kompakt und gut in das komplexe Thema ein.

Herausragend umfangreich und ebenso belebend wie messerscharf-kritisch ist Tobias Schenks Aufsatz zu den *vota ad imperatorem* am kaiserlichen Reichshofrat und somit zu Fragen der Verfahrensautonomie des Gerichts, wobei er den generellen Geschäftsgang im Kleine(re)n nachzeichnet. In der Höchstphase um 1630 kam es etwa zu 120 *vota* pro Jahr, entsprechend liegt der Fokus am 17. und 18. Jahrhundert. Als Experte kritisiert Schenk Quellen wie die Resolutionsprotokolle, auf deren Basis das Anschlagprotokoll erstellt wurde und die das Verfahren autonomer erscheinen lassen, als es war. Viele wichtige Desiderate werden dabei angesprochen, etwa das noch nicht erforschte Exhibitenprotokoll, die Entscheidungsprozesse und -routinen des Reichshofrats oder die Inhaber einzelner Positionen im Geschäftsgang. Da am Ende der Kaiser und wenige Vertraute über die *vota* entschieden, liegt dabei ein Fall der Schaffung von Mehrheiten durch Minderheiten vor. Doch auch neben den *vota* gab es eine starke Abstimmung zwischen den Hof-Behörden, weshalb die Verfahrensautonomie des Reichshofrats sehr gering zu veranschlagen ist.

Der folgende Beitrag ist jener von Mia Korpiola über das Schwedische Appellationsgericht, das nach negativen Visitationsberichten begann, die Voten einzelner Richter ab 1636 im *Codex Rationum*, der von der Autorin quellenkritisch aufgearbeitet wird, genau zu dokumentieren. Anhand von 42 Fällen aus dem ersten Jahr untersucht sie die Richter und ihre Teilnahme an Sitzungen und in deren Entscheidungen enthaltene Bezüge auf Rechtsquellen. Spannend sind Resultate wie eine langsame, uneinstimmige Entscheidungsfindung, in der Bezüge auf das schwedische Recht anstelle des *Ius Commune* überwogen.

Peter Oestmann nimmt sich des bekannten Problems an, dass zahlreiche Reichskammergerichte

richts-Prozesse ohne förmliches Urteil endeten. Er verweist jedoch auf vielfältige Entscheidungssituationen vor und während des offiziellen Verfahrens (Relationen der Referenten, Zwischenurteile, welche in Urteilssammlungen landeten, etc.) und beschreibt die interne und öffentliche Ausfertigung von Urteilen.

In Texten beschriebene Beispiele aus der Praxis des englischen Courts of Chancery von der Mitte des 18. Jahrhunderts, aber auch Abbildungen von Quellen bringt André Krischer in seinem elaboriert kulturwissenschaftlichen Text. Darin beschreibt er die Vorleistungen, die in einer richterlichen Entscheidung mündeten und diese dadurch als kollektive anstelle einer individuellen Leistung demaskieren („das Gericht hat entschieden“). Exemplifiziert wird dies an einem Prozess um Spielschulden bzw. den Notizbüchern eines Richters, Philip Yorke, Earl of Hardwicke, Anwalts-Handakten und anderen Quellen als „Aufschreibemedien“ und „Produktionsmittel“. Entscheiden wird dadurch als selektive Praxis erkennbar. Wie der Reichshofrat so sollte auch dieses Höchstgericht den Rigorismus des Rechts durch billige Entscheidungen abmildern.

Mit dem Beitrag des Juristen Martin Löhnig zum richterlichen Selbstverständnis der Reichsgerichtsräte kommt der Band im 19. Jahrhundert an: Zu Beginn wird die Zuständigkeit des Deutschen Reichsgerichts in Zivilsachen besprochen, danach geht es um seine Judikatur: die Durchsetzung des Einheitsrechts mit Hilfe des Gemeinen Rechts, die Etablierung einer reversiblen juristischen Methode und jener des Reichsgerichts als Gesetzgeber und -anwender.

Den Quellen und dem Zugang geschuldet sind die überwiegenden, hervorragend ausgearbeiteten Beschreibungen von Gerichten, ihrem Personal, ihren Rechtsnormen und Verfahrensformen. Argumentations- und Handlungsstrategien in Einzelfällen, beispielsweise, müssen dabei ausgespart werden, ließen sich aber auf Basis der Studien dieses Bandes gut in den Blick nehmen. Denn der Sammelband zu Urteilen, Richtern und Spruchkörpern bzw. zu Entscheidungsmechanismen in der europäischen Rechtskultur bietet eine umsichtig zusammengestellte, höchst nütz-

liche Grundlage für jede weitere rechtsgeschichtliche Entscheidungsforschung, die in europäischer Perspektive Verbindendes und Unterschiedliches der höchstgerichtlichen Entscheidungskultur erkennen lässt.

Florian Zeilinger (Graz)

Anmerkungen

- 1 Beispiele unter anderem: Sonderforschungsbereich 1150 „Kulturen des Entscheidens“: <https://www.uni-muenster.de/SFB1150/> (14.6.2022). Forschungsplattform Judgment: Forschungsprojekt. <https://www.aau.at/judgment/projekt> (14.6.2022).
- 2 Ein an seiner Forscher-Laufbahn aufgehängter Überblick findet sich bei Daniel KAHNEMANN: *Schnelles Denken, langsames Denken*, Aufl. 25, München 2014.

Peter Hersche: Kirchen als Gemeinschaftswerk. Zu den wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen frühneuzeitlichen Sakralbaus, Basel: Schwabe Verlag 2022, 269 Seiten, 16 Abb., ISBN: 978-3-7965-4506-1

Das neueste Buch des bedeutenden Schweizer Historikers, der nicht nur ein Kenner des Jansenismus in Österreich ist, sondern auch ein mehr als beachtenswertes zweibändiges Buch über die Barockepoche schrieb, wendet sich einer Thematik zu, die bisher kaum beachtet wurde. Der Beginn der Beschäftigung mit diesem Thema war ein Artikel in der Zeitschrift *Frühneuzeit Info* 6 (1995), dessen Echo recht gering war, was Hersche dazu brachte, dieses Thema nochmals – in einer stark erweiterten Form – aufzunehmen.

Besonders aufschlussreich ist seine kritische Besprechung der Literatur, die klar die Lücken der bisherigen Forschung aufzeigt. Die Literatur der Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker hat mit wenigen Ausnahmen die künstlerische Gestaltung von Kirchen im Fokus gehabt, ohne den soziologischen und organisatorischen Hintergrund zu beachten. Genau diese Thematik ist allerdings für ein Verständnis und eine Analyse

der barocken Bautätigkeit von größter Bedeutung. Leider liegt das Thema Barock nicht im Trend der Zeit, mit der Ausnahme von einigen Ausstellungen ist es wenig beachtet, aber auch in den Ausstellungskatalogen sind nur spärliche Spuren des finanziellen und sozialen Hintergrunds vorhanden. Untersuchungen zu Kirchen konzentrieren sich eher auf Klöster und Wallfahrtskirchen, wählen aber selten die Pfarrkirchen zum Thema. Warum ist die Beschäftigung mit der Barockkunst so gering, warum machen die Veröffentlichungen zur Kunstgeschichte gemessen an der Gesamtproduktion des Faches nur einen kleinen Prozentsatz aus?

Das Gegenargument, das eine Beschäftigung mit der Barockkunst behindert, ist die häufige Einschätzung dieses Stils als Kitsch und Schwulst. Auch die innerkirchlichen Veränderungen nach dem zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) begünstigten eine „Säuberung der Kirchen“ von der Barockkunst. Sehr trefflich ist die Charakterisierung dieses Themas als „Müllhalde des Desinteresses“ (Andres Holzem).

Die Arbeit von Peter Hersche konzentriert sich verständlicherweise auf die Situation in der Schweiz, ohne den Blick auf die Nachbarstaaten aus den Augen zu verlieren. Vergleiche mit Deutschland, Österreich und Italien bestätigen diesen breiten Gesichtskreis sehr gelungen. Die lokalen Aspekte sollen in dieser Rezension im Hintergrund stehen, denn die Fragen die Hersche stellt, die Zugänge, die er ermöglicht, sind auf andere Länder und deren Kirchenbau übertragbar.

Die Quellen dieses Buchs, das hauptsächlich Schweizer Kirchen behandelt, sind hauptsächlich die Kunstführer (Guide-Literatur) und topographische Veröffentlichungen. Eine Auswertung des Archivmaterials erfolgte für die Schweiz besonders im vierbändigen *Kunstführer durch die Schweiz* (wie die Dehio Kunstführer für Österreich), der viele Informationen für die von Hersches Publikation angeschnittenen Fragen ergibt.

Der Autor begründet das fehlende Interesse für die barocken Kirchen mit einem Wandel im modernen Tourismus, der sich nicht mehr wie früher auf kulturhistorische Objekte, sondern auf

Badestrände, Weltstädte, Unterhaltungsparks, und Shopping-Center ausgerichtet hat. (S. 33)

Besonders geringe Beachtung fanden in der bisherigen Forschung neben den Pfarrkirchen die unzähligen Kapellen – im Alpenraum gibt es mehr Kapellen als Kirchen – deren soziale Funktion vor allem beim Rosenkranzgebet der Autor hervorhebt.

Mit den Voraussetzungen des Bauens beschäftigt sich das zweite Kapitel, das Fragen wie die Dismembration, die Sozialstruktur oder die Rolle der katholischen Städte anschnidet. Besonders wird eine typische Schweizer Wirtschaftsform behandelt, der Solddienst im Ausland, wobei im 17. Jahrhundert ungefähr 400.000 Mann damit wirtschaftlich beschäftigt waren.

Einige Motive zum Neu- oder Umbau älterer Kirchen in der Barockzeit kann man im demographischen Wachstum der Bevölkerung sehen, das zu einem Neu- oder Anbau der Kirche führte, aber auch das Prestigedenken der Zeit, die zu Veränderungen Anlass gaben. Ein Phänomen, das es auch in der Habsburgermonarchie oder in Italien gibt, ist bisher wenig beachtet worden, der Bau von Kirchen zum Andenken an siegreiche Schlachten.

Der Anstoß für einen Kirchenbau konnte von verschiedenen Akteuren kommen, vom Ortpfarrer, einem bischöflichen Visitator, den dörflichen Eliten oder mächtigen Einzelpersonen, doch waren nicht alle Einwohner für einen Kirchenbau, für manche schien er unnötig, war nur Luxus und Verschwendung. Oft steckte dahinter die Angst vor der Vernachlässigung anderer Bereiche durch die hohen Ausgaben für die neue Kirche. Das konnte ebenso wie die Frage des Standorts zu einer Spaltung des Dorfes, ja sogar zur Verweigerung von Frondiensten führen. Eine weitere Frage soll man nicht vernachlässigen, die Abtretung von Kapellen, die zu Pfarren gemacht wurden, wirkten sich negativ auf die Bereitschaft für die Mutterkirche zu zahlen, aus.

Ein weiteres zentrales Kapitel der Publikation widmet sich der Durchführung des Baues. Zwar waren die Baukommissionen in unterschiedlichen Kantonen und Diözesen unterschiedlich organisiert, aber viele Schritte von der Idee zur

Einweihung der Kirche waren ähnlich. Man suchte einen passenden Architekten, der eine Beschreibung des Bauwerks mit allen Maßen und Vorschlägen zur Einrichtung liefern musste, erst wenn dieser Plan bewilligt wurde, organisierte man die Arbeiter. Auswärtige Fachleute wurden berufen und von Gemeindeangehörigen durch Frondienste unterstützt. Besonders schwer zu beantworten ist die Frage nach den Kosten des Kirchenbaus, da die Zahlen weit differieren. Die Kosten liegen von denen für einfache und mittlere Landkirchen mit 3.000-15.000 Gulden bis zu Pfarr- und Stadtkirchen mit 20.000-60.000 Gulden, aber Wallfahrtskirchen und Sacri Monti verschlagen weit höhere Summen (300.000 Gulden). Noch schwieriger gestalten sich Schätzungen für die mobile Ausstattung, also Kelche, Monstranzen, aber auch silberne Kleinfiguren oder Büsten, letztlich kommt alles zusammen mit Rohbau und Ausstattung auf 10 Millionen.

Das Geld kam – im Gegensatz zum Mittelalter – nicht mehr durch die Einnahmen beim Ablass, sondern eher aus Zwangsbeiträgen und bestehenden Fonds, Geld aus dem Solddienst, Einnahmen durch Seelenmessen, allgemeine Landsteuern, freiwillige Leistungen, Kollekten oder Haus-sammlungen. Dazu kam das Sachkapital Wald und die Förderung des Baus durch Städte und Staat. Nur Wallfahrtskirchen hatten oft allein genug Geld für einen Neubau.

Stiftungen, das sind schriftlich fixierte finanzielle Beiträge für das Seelenheil, als Maßnahme der sozialen Umverteilung des Vermögens oder als Teil der Selbstdarstellung fanden in vielen Formen statt, von Fensterstiftungen, Glocken, Hochaltar, Seitenaltäre, Kanzel, weniger häufig Beichtstuhl, Mobiliar, Paramente und Ornate. Bemerkenswert ist, dass auch Frauen als Stifterinnen auftrafen, wenn auch als Minderheit. Besonders Seitenaltäre wurden gerne gestiftet, beim reichen Bürgertum gab es solche Stiftungen nicht nur von Einzelpersonen, sondern von ganzen Familien und auch Künstler fertigen gelegentlich ein Gratiswerk für die Kirche an.

Trägerschichten des Bauwunsches waren vor allem Pfarrherren, weniger Bischöfe, stark natürlich die Bruderschaften, die eine besondere Rolle

spielten. Ihre Funktion in der Gesellschaft war multifunktional. Während in der Schweiz verhältnismäßig wenig Bruderschaften existierten, in Graubünden 144 und in der Innerschweiz über Tausend, ging die Zahl in Italien und Spanien in die Zehntausende, was sich auch in der Dichte des Kirchen- und Kapellennetzes spiegelt.

Ein kontroversiell diskutiertes Thema greift Hersche auf, die Diskussion um die Fronarbeit, die im Kirchenbau eine Funktion hatte. Dieser Frondienst war nicht kostenfrei, da es eine Entschädigung in Naturalien, das „Fronbrot“ gab. Entgegen bisherigen Annahmen war der Frondienst im Winter wichtiger als im Sommer, weil in dieser Jahreszeit der Transport von Baumaterial auf Schlitten erfolgen konnte. Wichtig für das Baugeschehen war Handfron, der im Abbruch oder beim Fundamente ausgraben eingesetzt wurde, und in ärmeren Gegenden üblich war.

Die Stagnation und schließlich das Ende des barocken Baubooms erfolgte durch die Aufklärung, nach 1750 kam es zur Erschöpfung des Barockbaus, in Österreich fällt er mit dem Regierungsantritt Maria Theresias 1740 zusammen. Die Ideen der Aufklärung bildeten eine grundsätzlich entgegengesetzte Weltanschauung zur Barockzeit. Schädigend für die barocke Frömmigkeit waren die Verbote der traditionellen Volksreligiosität (in Österreich unter Kaiser Joseph II.), vieles überlebte nur in Rückzugsgebieten.

Das Nachspiel im 19. und 20. Jahrhundert bildet noch einen Ausblick auf die weitere Entwicklung des Kirchenbaus, der in der demokratisch strukturieren Schweiz mit der Hierarchie der Kirchengemeinde zusammenhängt.

In dem Blick auf den protestantischen Sakralbau, der deutlich geringer war als im katholischen Bereich geht Peter Hersche auf ein Thema ein, das er in seinem ebenso erst kürzlich erschienenen Buch über Max Weber behandelte. Er verweist auf den wirtschaftlichen Fortschritt im Laufe des 17. Jahrhunderts im protestantischen Norden, auf den 30jährigen Krieg und die kleine Eiszeit, aber auch auf die großen Unterschiede in konfessionellen und regionalen Strukturen.

Gemeinsinn kontra Individualismus beim Bau, so ist manches in der Eidgenossenschaft kantonweise verschieden z. B. Bern entstanden imponierende bäuerliche Gebäude, in der Innerschweiz kommunale Sakralarchitektur, die Protestanten investierten das Geld in Staatsbauten, Straßen- und Wasserbauten, während die Katholiken mehr Geld für Sakralbauten flüssig machten. Soziale Fragen stehen auch am Schluss des Buches, Unten und Oben der Gesellschaft haben unterschiedlich Verhaltensweisen, Pfarrkirchen, Kapellen und Denkmäler der Sakrallandschaft betreffen vor allem die gewöhnlichen Vertreter des Volkes, denn Pfarrkirchen werden nicht nur für kirchliche, sondern auch für weltliche Zwecke gebraucht.

Alles in allem ein ausgezeichnetes und sehr anregendes Buch, das auf viele Lücken der Forschung über Kirchen eingeht und damit einen wesentlichen Beitrag zum materiellen, geistigen und organisatorischen Hintergrund des Kirchenbaus am Beispiel der Schweiz erläutert. Aber die Fragestellungen kann man auch auf andere Regionen oder Länder anwenden und es ist zu wünschen, dass die Anregungen dieses Buches eine gute Ernte bringen.

Karl Vocelka (Wien)

Peter Hersche: Kirchen als Gemeinschaftswerk. Zu den wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen frühneuzeitlichen Sakralbaus, Basel: Schwabe Verlag 2022, 274 Seiten, 16 Abb., ISBN: 978-3-7965-4506-1

Peter Hersche hat mit „Kirchen als Gemeinschaftswerk“ das Wissen und seine Gedanken zu einem Thema zusammenfassend vorgelegt, das er seit dem Diskussionsbeitrag in der Frühneuzeit-Info 1978 umkreiste. Es wurde ein konzises Buch zum – was der Titel nicht verrät – „gewöhnlichen“ barocken Kirchenbau der katholischen Schweiz. Aber nicht nur: der Autor greift eben nicht nur in den einleitenden Kapiteln, beginnend mit einer kritischen Besprechung der Barockforschung insgesamt, einem Überblick über Mittelal-

ter und Renaissance und die benachbarten Länder, sondern auch im Schlußkapitel mit allgemeinen kulturhistorischen Überlegungen darüber hinaus.

Hersche sieht Barock generell als Ausdruck einer katholischen und agrarischen Gesellschaft. Die Konzentration auf die Schweiz bringt zunächst einmal die für den Außenstehenden überraschende Erkenntnis, dass es sich bei der alpinen und voralpinen Innerschweiz samt den Untertanengebieten um eine der neben den entsprechenden Landschaften Norditaliens sowie – in schon geringerem Maße – Bayern, Ober- und Niederösterreich dichtesten und besterhaltenen barocken Sakrallandschaften handelt. Nicht nur ermöglichte ihre flächenmäßige Begrenztheit dem Autor eine praktisch vollständige Kenntnis durch Autopsie, sondern sie ist überdies durch die Bände der „Kunstdenkmäler der Schweiz“ (KdS) sowie die einfacheren „Kunstführer durch die Schweiz“ (KFS) fast vollständig erschlossen und auch quellenmäßig hervorragend dokumentiert. Die Schwierigkeiten für den nicht Eingeweihten verbergen sich in der kleinteiligen Struktur, der großen Vielgestaltigkeit und hohen Komplexität der politischen und sozialen Verhältnisse. Dennoch kann Hersche eine grundsätzliche und durch die historische Entwicklung kaum gestörte, ja bis ins frühe 19. Jahrhundert anhaltende Einheit zugrunde legen; gestört höchstens durch die kleinteilige Verzahnung und ständige Auseinandersetzung mit den protestantischen Kantonen, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts auch politisch die Oberhand gewannen. Zu den Voraussetzungen zählen weiters neben der Siedlungsstruktur und der Demographie das Fehlen von Leibeigenschaft bzw. Schollenbindung und das weitgehende Fehlen von Steuern oder Staatsverschuldung. Freie Einkünfte der von Natur armen Bergler ergaben sich aus Solddienst und Transithandel sowie dem Export von Hartkäse und Vieh.

Die Abhandlung ist folgendermaßen aufgebaut: „Einleitung“ und „Schluss“ nehmen jeweils etwa ein Fünftel des Gesamtumfangs ein. Der zweite Hauptteil „Voraussetzungen des Bauens“ enthält „Mittelalterliches Vorspiel und ‚lee-

re' Epochen" – „Religions- und kulturgeschichtliche Grundlagen" – „Naturräumliche Gegebenheiten, politisch-gesellschaftliche Verhältnisse, wirtschaftliche Situation und rechtliche Normen"; der dritte Hauptteil „Die Durchführung des Neubaus" umfasst „Die Organisation" – „Die Kosten des Kirchenbaus" – „Die Finanzierung durch Zwangsbeiträge und bestehende Fonds" – „Freiwillige Leistungen" – „Die Bedeutung der Stiftungen" – „Die Trägerschichten" – „Das Problem der Fronarbeit". Diese Abschnitte enthalten jeweils in ihrer Vielfalt höchst instruktive Beispielfolgen, die man aber auch überfliegen kann.

Dem Rezensenten erscheinen alle maßgeblichen Aspekte berücksichtigt zu sein, ja es werden auch solche diskutiert, welche ihm nicht selbstverständlich waren (z. B. das Verhältnis von Sommer- und Winterarbeit oder die Bedeutung des liturgischen Kalenders, die jeweilige Zuständigkeit unterschiedlicher Finanzierungen für verschiedene Teile des Werks, die Zahl und Rolle verschiedener Personengruppen samt den Anlässen zu Reibereien). Die Analyse der Finanzierung ist insgesamt ein Glanzstück des Buches (wobei Hersche die Erforschung des Patronats noch zu einem Desiderat erklärt). Mehrfach finden sich dabei Vergleiche zu Österreich, etwa zwischen den seit dem Mittelalter kontinuierlich vollzogenen Dismembrationen – einem der Hauptanlässe für Neubauten – und den quasi mit einem Schlag erfolgenden Pfarrgründungen Josephs II. Neben den eigentlichen Dismembrationen, also der Teilung von übergroßen Pfarren, kommt bei der Statuserhebung von Kapellen in abgelegenen Tälern auch der ‚Bequemlichkeit‘ von Pfarrkindern und Geistlichkeit eine gewisse Bedeutung zu. Der zweite – reale oder nur vorgeschützte – Grund für Neubauten war ein unzureichendes Platzangebot auf Grund der demographischen Entwicklung, wobei aber Geltungsbedürfnis und Konkurrenzdenken der Pfarren eine hervorragende, wenn auch uneingestandene Rolle spielten. Als Kunsthistoriker: vielleicht sollte man darüber hinaus noch an ein sich änderndes Raumgefühl und den Wunsch nach Modernem denken. Jedenfalls ist der Unterschied zu den Reformierten frappant, die sich in ihren Landes-

teilen mit Zubauten bzw. der Erweiterung meist mittelalterlicher Kirchen begnügten.

Auf Grund von Aufwand, Größe, Qualität und auch der interessanten Modalitäten ihrer Finanzierung hebt Hersche zwei Pfarrkirchen hervor: die des Luzerner Ruswil und jene von Schwyz; darüber hinaus die bereits eindeutig frühklassizistische städtische Kirche St. Ursus in Solothurn, wohingegen die großen Klosterkirchen – allen voran St. Gallen und Einsiedeln – nicht Thema des Buches sind. Kunsthistorisch unterscheidet der Autor zwei Hauptperioden, die von denen Österreichs abweichen: 1580 bis 1640 und 1740 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (auch als Zeichen des Widerstands gegen die Aufklärung), und er hebt drei führende Gruppen von Baumeistern hervor: die Vorarlberger – Johann Caspar Bagnato mit seinem Kreis – die aus dem österreichischen Lechtal stammenden Luzerner Familien Singer und Purtschert, welche bis ins 19. Jahrhundert tätig waren. Es fehlt auch nicht eine interessante kleine Geschichte der Zerstörung der barocken Pfarrkirchen und besonders ihrer Einrichtung.

Die beachtliche wissenschaftliche Leistung des Buches besteht in der angesprochenen Herausarbeitung der Vielzahl der mit Beispielen illustrierten materiellen und geistigen Voraussetzungen, die in den Bau einer Pfarrkirche einfließen. Solches war bisher höchstens in Monographien geschehen, somit jedoch ohne den Versuch, einen sinnstiftenden Zusammenhang herzustellen. Peter Hersche verfolgt damit über das vertiefte Verständnis der Entstehung von Pfarrkirchen hinaus ein gesellschaftskritisches Anliegen: den Wert gemeinschaftlichen Denkens und Handelns im Gegensatz zum modernen Individualismus zu demonstrieren (diesem Zweck dient auch die skizzenhafte Fortführung bis in die Gegenwart). Die Pfarrkirchen sind – wie die Wallfahrtskirchen – das Werk aller Schichten, auf dem „Gemeinsinn" beruhendes freiwilliges „Gemeinwerk", wie ein zeitgenössischer Ausdruck lautete; der in der modernen Geschichtsschreibung vorgeschlagene Begriff eines „Volksbarock" war glücklos, wäre aber wiederzubeleben. Polemisch schreibt Hersche gegen die Theorien zur Entste-

hung des Barock als Resultat von Gegenreformation oder Absolutismus oder von Sozialdisziplinierung an. In seiner Analyse ist er Ausdruck einer klerikalen – adeligen – bäuerlichen Gesellschaft (das bürgerliche Element ist in den von ihm betrachteten Gebieten quasi absent und, wie schon in seinen vorangehenden Werken „Italien im Barockzeitalter“ (1999), und „Musse und Verschwendung“ (2006), weist er Frankreich eine schwer zu fassende Sonderstellung zu). Er demonstriert seine Thesen brillant und überzeugend.

Jörg Garms (Wien)

Katrin Keller: Die Kaiserin. Reich, Ritual und Dynastie. Wien: Böhlau 2021, 429 Seiten, mit Abb., ISBN: 978-3-205-21337-6

Ein Forschungsschwerpunkt von Katrin Keller liegt seit Jahren auf dem Wirken und Einfluss der von Historikern stiefmütterlich beachteten Ehefrauen oder Witwen von Herrschern der Frühen Neuzeit. Sie stellt damit immer wieder eindrucksvolle Persönlichkeiten vor (z. B. Maria von Innerösterreich, Kurfürstin Anna von Sachsen), deren Wirken bis dahin „übersehen“ oder wenig beachtet wurden. Es ist daher nur schlüssig, dass sich die Autorin im vorliegenden Band der Position und den Aufgaben einer Kaiserin widmet – der Schwerpunkt liegt auf der Frühen Neuzeit zwischen 1612 und 1742.

Ausführlich geht die Autorin im ersten Hauptkapitel auf die gegensätzliche Diskussion in der zeitgenössischen Publizistik über die Rechte, Privilegien und Rahmenbedingungen ein, die einer Kaiserin zustehen bzw. nicht zustehen. Wie weit waren diese Themenkreise durch frühere Aufzeichnungen unumstößlich festgelegt. „Interessant ist die sichtbare Bemühung um eine Historisierung der Stellung der Kaiserin“ (S. 62). Die Kaiserin verfügte, wie ihr Gemahl, über Erzämter, diese waren allerdings nur im Zusammenhang mit der Krönung der Kaiserin von Relevanz – sonst eher unbedeutend.

Im zweiten Hauptteil befasst sich die Autorin mit den Details der Durchführung der einzelnen

Krönungen, die innerhalb des behandelten Zeitraums grundsätzlich nach dem gleichen Ritual verliefen; im Ablauf jeweils mit kleinen Unterschieden. Die verwendeten Quellen bieten hier immer wieder erstaunliche Details. Nicht alle Ehefrauen im 17. Jahrhundert wurden gekrönt; entweder starben sie zu früh oder reisten mit ihrem Gemahl nicht ins Reich, da nur dort solche Veranstaltungen stattfanden. Die Kurfürsten beanspruchten im Zusammenhang mit einer solchen Krönung eine „Handlungskompetenz“ (S. 96). Im Gegensatz zur Kaiserkrönung gab es ein ausgesprochen „weibliches Ritual“ (S. 84), die Obersthofmeisterin assistierte bei der Salbung. Zahlreiche Damen des Hofes und Reichsfürstinnen waren am festlichen Einzug beteiligt, und/oder nahmen danach am Festmahl teil.

Im Laufe des untersuchten Zeitraums ergaben sich gewisse Modifizierungen, auf deren Details bei den Krönungen der jeweiligen Kaiserin/Königin entsprechend eingegangen wird. Hier werden außerdem die auftretenden Probleme und die verschiedenen Rangstreitigkeiten der teilnehmenden Damen sowie Herren (sowohl von Kirche als auch Adel) thematisiert. Zeremonielle Konflikte wurden zum Beispiel während der Krönung in der Kirche (Krönung von Eleonora Magdalene 1690, S. 137ff.), aber auch noch danach bei der festlichen Tafel ausgetragen.

Der nächste Hauptteil befasst sich mit den „Kaiserinnen in den Medien“. Neben Berichten und Druckmedien beschäftigt sich Katrin Keller in diesem Kapitel auch mit bildlichen Darstellungen – Hochzeiten, Geburten und Krönungen wie auch der Tod waren Themen, die allgemein interessierten. „Neugier ist die Triebfeder des frühneuzeitlichen Medienwesens“ (S. 241), das hat sich bis heute kaum verändert.

Im anschließenden Teil folgen die Handlungsfelder der Kaiserin, wie das Gewähren von Audienzen, pflegen von Netzwerken oder als Fürsprecherin. Ein eigenes Kapitel ist Kaiserin-Witwe Elenora Magdalena gewidmet, welches sie als Regentin und den Einsatz für ihren Sohn Karl (VI.) bei der Kaiserwahl 1711 zeigt.

Die Heirat eines Kaisers bzw. Thronfolgers war immer politisch und/oder dynastisch moti-

viert; im Idealfall entstand gegenseitige Zuneigung und eine gute „Zusammenarbeit“ zwischen dem Herrscherpaar. Die Kaiserin hielt Audienzen und knüpfte Netzwerke. Sie konnte ihren Gemahl beraten und Regierungsgeschäfte bei dessen Abwesenheit übernehmen. Sie war eindeutig nicht nur dekoratives Beiwerk, sondern hatte durchaus eine wichtige Aufgabe als Ehefrau des Kaisers zu erfüllen und konnte ihm eine wertvolle Stütze sein.

Es versteht sich bei einem Buch von Katrin Keller von selbst, dass es einen umfangreichen und informativen Anhang hat: Aufzählung aller Königinnen/Kaiserinnen der Frühen Neuzeit und ihr Aufenthalt im Reich (ca. 1550–1745) sowie ein Verzeichnis der KorrespondentInnen von Kaiserin Eleonora Magdalena. Ein ausführliches Verzeichnis der Quellen, der verwendeten Literatur sowie ein Personenverzeichnis und eine Bibliografie runden das Werk ab. Das Werk schließt eine Lücke in der historischen Beurteilung des Lebens einer Kaiserin – es ist eine echte Fundgrube und absolut lesenswert.

Renate Schreiber (Wien)

Víctor Mínguez: *Infierno y gloria en el mar. Los Habsburgo y el imaginario artístico de Lepanto (1430–1700)*, (= *Biblioteca Potestas 3*), 2. Aufl., Castellón de la Plana: Universitat Jaume I, 2018, ISBN: 978-8-41654-645-9

Der vorliegende Band erforscht die mediale Vorgeschichte Lepantos, welche die visuelle Inszenierung und mediale Vereinnahmung der Seeschlacht erst ermöglichte, teils bedingte und zweifellos prägte. Víctor Mínguez, Kunsthistoriker an der Universitat Jaume I, legt eine umfangreiche und gut lesbare Studie mit einem Schwerpunkt auf der spanischen Habsburgermonarchie vor, die viele Jahre an Arbeit beansprucht haben wird. Insgesamt 29 Kapitel mit 223 Abbildungen – leider gänzlich in schwarz-weiß – stellen die Bildmacht Lepantos im Hinblick auf unterschiedliche interpretative Ausgangspunkte zur Diskussion, so etwa der Be-

deutung des Ordens vom Goldenen Vlies, jesuitischer und dominikanischer Bildpropaganda, der Emblemik, zeitgenössischer Antikediskurse und Kreuzzugsrhetoriken, des Rosenkranzkultes sowie der religiösen Überhöhung und mythologischen Überformung der Seeschlacht und der durch Feste verstetigten Erinnerungskultur Lepantos.

Das Resultat ist eine Panoramastudie zur symbolischen Ausgestaltung Lepantos, wobei es wünschenswert gewesen wäre, das Symbolische selbst methodisch stärker zu reflektieren. Dass Lepanto ein Medienereignis darstellte, dürfte in der Zwischenzeit wenig überraschen. Ebenso ist es wohlbekannt, dass die spanischen Habsburger Lepanto als Referenzpunkt für ein Narrativ göttlicher Auserwähltheit etablierten. Beachtenswert sind jedoch die schieren Ausmaße, in dem dies geschah. Der Band führt vor Augen, wie Lepanto in „eine neue klassische Gigantomachie“ verwandelt wurde, um das messianische Selbstverständnis der Dynastie zu untermauern und zu postulieren (S. 571).

Mínguez versteht Lepanto als „kulturelles Artefakt von großer ikonografischer Dichte“ (S. 24). Insofern dieses Konzept sowohl der Bildgewalt Lepantos als auch der „ideologischen und manipulativen Absicht“ der Darstellung der Seeschlacht gerecht werden soll, ist mitunter auch von Lepanto als „propagandistisches und kulturelles Artefakt“ sowie als „ideologisches und kulturelles Artefakt“ die Rede (S. 19, 567, 571). Ein solches Artefakt, so möchte man der Metapher hinzufügen, war form-, handhab- und transportierbar. Insbesondere wird Lepanto als eine Art visuelle Echokammer thematisiert, in der sich Bildwerke „multiplizieren“ und verschiedene visuelle Traditionen und Elemente „am Ende problemlos miteinander verschmelzen und sich gegenseitig verstärken“ (S. 570f.). Der recht simple Bedeutungsgehalt des Ereignisses Lepantos, so Mínguez, sei mit einer „ikonografischen Komplexität“ einhergegangen, die der vorliegende Band unter Nutzung des von Erwin Panofsky etablierten methodischen Zugriffes der Ikonographie und Ikonologie zu rekonstruieren beabsichtigt (S. 571).

Trotz des Detailreichtums der vorliegenden Studie steht beinahe ausschließlich die frühneuzeitliche Glorifizierung der Habsburgermonarchie im Vordergrund der Untersuchung. Aber was ist mit Deutungskonflikten, die sich innerhalb der Dynastie selbst, nicht zuletzt mit Juan de Austrias Rolle als illegitimer Halbbruder Philipps II., anhand von Lepanto manifestierten? Welche Deutungskonflikte mit anderen Herrschaften lassen sich rekonstruieren? Inwieweit unterliefen lokale Deutungspraktiken Lepantos auch innerhalb des spanischen Weltreiches herrschaftliche Deutungsintentionen? Der Band präsentiert eindrucksvoll die symbolische Vereinnahmung Lepantos seitens der Habsburger, aber es gab zweifelsohne mehrere spanische Lepantos und ebenso existierten Brüche und Konflikte im Zuge solcher Bedeutungszuschreibungen. Der starke Fokus auf visuelle Kontinuitäten wirft zudem die Frage nach Diskontinuitäten der Lepanto-Memoria auf. In der Interpretation Lepantos als Entscheidungsschlacht folgt der Band eher älteren Darstellungen. Gleichfalls wird der muslimisch-christliche Antagonismus des frühneuzeitlichen Mittelmeerraumes als recht dichotomisch, wenig durchlässig und kaum verhandelbar konzipiert. Die Frage danach, wie Bildwerke selbst dazu beitragen, „die Konfrontation zwischen Orient und Okzident“ hervorzurufen oder zu versteigen, wird nur bedingt gestellt (S. 34). Letztlich sind die „zwei Armadas“ in Cy Twomblys Lepantozyklus eben nicht als solche differenzierbar (S. 19). Mitunter geht in der sehr ausladenden Erzählung auch der Fokus auf Lepanto etwas verloren. Gerade diese Weitung des Blickfeldes führt jedoch besonders eindrücklich die Bedeutung des Mittelmeeres für die dynastische Selbstinszenierung der spanischen Habsburger vor Augen.

Stefan Hanß (University of Manchester)

Dorothee Rippmann: Frömmigkeit in der Kleinstadt. Jenseitsfürsorge, Kirche und städtische Gesellschaft in der Diözese Konstanz, 1400–1530, Zürich: Chronos 2022, 316 Seiten, 53 Farbabb., ISBN: 978-3-0340-1654-4

In zwölf Kapiteln erkundet die Historikerin Dorothee Rippmann Totengedenken, Jenseitsfürsorge und kirchliche Strukturen in der spätmittelalterlichen Ostschweiz aus einer sozial- und wirtschaftshistorischen Perspektive. Mit der Publikation entstand eine kommentierte Edition der für die Studie herangezogenen Quellen, die über die Website des Verlags aufrufbar ist und das Potential an weiteren Auswertungsmöglichkeiten zeigt (www.chronos-verlag.ch/node/28269). Die der Arbeit zugrundeliegenden Fragen drehen sich vor allem um die Beziehungen zwischen Stadt und Land (auch aus einer vergleichenden Perspektive), um wirtschaftliche Praxis und Finanzierung des Stiftungswesens, die rechtliche Verankerung von Stiftungen, den Spielraum und Erwartungshorizont der Akteure sowie die familialen Kontexte der handelnden Personen (S. 17f.). Ihren Weg in das Korpus fanden somit Anniversarverzeichnisse, liturgische Handbücher und Synodalstatuten sowie Urkunden, die mit dem Bistum und Hochstift Konstanz und dem Chorherrenstift St. Pelagius in Bischofszell in Zusammenhang stehen. Diese Quellen liest Rippmann nicht als Ausdruck individuellen Stifterwillens, sondern im Kontext von Stiftungswesen, Stiftungsrecht und Stiftungspraxis, der Verknüpfung von lebenden mit nachgeborenen Personen und den daraus resultierenden gesellschaftlichen Veränderungen (S. 15).

Nach einführenden Überlegungen zu spätmittelalterlichen Todes- und Jenseitsvorstellungen und deren Überlieferung legt Rippmann ihren Zugang zu den Quellen dar, die sie nicht nur als Träger von Botschaften sieht, sondern auch als Objekt an sich betrachtet. Dieses Kapitel kann vor allem für Studierende als ein kompakter und verständlicher Einblick in die geschichtswissenschaftliche Methode der Quellenkritik herangezogen werden. Der Handbuch-Charakter wird

von farbigen und aussagekräftigen Abbildungen unterstützt.

Die folgenden Kapitel bilden den Kern des Buches. Die Autorin widmet sich sets nahe an den Quellen den Stiftungen und Begräbnissen des Adels sowie dem bäuerlichen Totengedenken und zeigt daran die soziale Distinktion, die sich in den Jenseitsvorstellungen fortsetzt. Bürgerliche Stiftungen und Stiftungen von Frauen stehen ebenso im Fokus des Bandes wie kirchliche Institutionen, die Empfänger der getätigten Investitionen für das Seelenheil.

Als „Kristallisationspunkt des religiösen Lebens in Bischofzell und Umgebung“ (S. 260) macht Rippmann das Chorherrenstift St. Pelagius fest, das Destinatär vieler Stiftungen war. Dort achteten Eliten auf ihre standesgemäße Repräsentation, stifteten Wohlhabende Kirchenschmuck und Gemeinschaft wurde durch kollektive Stiftungen erzeugt und gefestigt.

Ein weiteres Ergebnis der Studie liegt in der Erkenntnis, dass sich die dualistische Annahme einer religiösen Elitenkultur neben einer „einfachen“ Kultur der Massen nicht halten lässt. „Indes bildeten für alle Stände und Sozialgruppen einige Dinge die gemeinsame Basis ihres religiösen Handelns[.]“ (S. 266) Rippmann spricht hier von den religiösen Vorstellungen der ewigen Verdammnis in der Hölle und des Fegefeuers, von dem Wunsch nach Erlösung und dem Glauben an die Sühnewirkung von Messopfer, Gebet und Ablass.

Die Studie bietet einen Überblick über die spätmittelalterliche Heilsökonomie in der Ostschweiz und kann darüber hinaus als Beispiel und Vergleichsfolie für Studien zu Jenseitsvorstellungen und Totengedenken dienen. Zudem ist das Buch durch seine klare Gliederung wie Sprache angenehm zu lesen.

Sabine Miesgang (Wien)

Gerhard Ammerer/Ingonda Hanneschläger/Martin Holý (Hg.): Festvorbereitung. Die Planung höfischer und bürgerlicher Feste in Mitteleuropa 1500–1900, Leipzig: Universitätsverlag 2021, 447 Seiten, zahlreiche Abbildungen, ISBN: 978-3-96023-386-2

Das Thema der Festlichkeiten in der Sicht der Geschichte hat schon alte Wurzeln. Die Mehrzahl der Arbeiten des 19. Jahrhundert über Feste in der Vergangenheit waren Nacherzählungen der Festlichkeiten nach Manuskripten und Drucken. Mit den 1970er Jahren, und dann noch intensiver nach dem *cultural turn*, kamen neue Gesichtswesen zum Tragen, allen voran die Funktion der fürstlichen und adeligen – später auch bürgerlichen – Repräsentation in allen Ausformungen. Der vorliegende Band – in Zusammenarbeit zwischen den Universitäten in Salzburg und Prag – greift ein neues Thema auf, das bisher von der Forschung wenig beachtet wurde.

Die Vorbereitung von Festen waren sehr kompliziert, da man sich um die Auswahl und Unterbringung der Gäste, die Vorsorge für die Verpflegung von Menschen und Pferden, die Herrichtung der Quartiere, die Transportmöglichkeiten, die Künstler, die das Programm gestalteten und vieles andere mehr kümmern musste. Eine Folge dieser Organisation des Festes, die schon lang vor dem Termin begann, ist eine Fülle an archivalischen Materialien, die in vielen Archiven zu finden sind, und die Grundlage des Sammelbandes bildeten.

Die Einleitung des Sammelbandes von Gerhard Ammerer und Ingonda Hanneschläger gibt einen exzellenten Überblick zum Forschungsansatz und den Aspekten des Themas, eine Bibliografie der Feste als Themen in den letzten 30 Jahren und Phänomene wie Kommunikation, soziale Vernetzung, die Kultur des Feierns, die Strukturierung der Elemente und des Ablaufs der Feste. Wesentliche Elemente bilden auch die Festtypen mit den Kategorien wie die Kalenderfeste, politische und religiöse Feste, vor allem aber Familienfestlichkeiten wie Taufen, Hochzeiten, Krönungen und Huldigungen, sowie Begräbnisse. Fragen nach der Diplomatie beim Zustan-

dekommen solcher Feste, die Reisekultur und der – bisher außerhalb der Ethnologie wenig berücksichtigten Volksfeste – werden gestellt. Einzelne Aspekte, wie die beliebten Feuerwerke, die Brautwagen und die extrem kostspieligen und repräsentativen Tafeln werden als weitere Themen einbezogen.

Der Beitrag des Mitarbeiters an der tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag Martin Holý zu der Festkultur in der Frühen Neuzeit in den böhmischen Ländern, beschäftigt sich nach allgemeinen Überlegungen mit den Festen der *rites de passages* im böhmischen Adel. Die Theorie von Arnold van Gennep ist eingebettet in andere Zugangsweisen etwa von der Annales Schule, der Anthropologie, Ethnologie und der Kunstgeschichte. Themen wie Astrologie bei den Geburten, die Frage nach den Kindern, die ohne Taufe starben und im *Limbus puerorum* endeten, werden ebenfalls beleuchtet.

Eine Fallstudie von Jutta Baumgartner und Ingonda Hanneschläger untersucht die Hochzeiten und die Heiratspolitik der Adelsfamilie der Hohenemser von 1614–1619. Für die vier Hochzeiten, die in dieser Zeit stattfanden, gibt es eine besonders gute Quellenlage für Fragen nach der Partnerwahl (Korrespondenz, Kommunikation), dem Heiratsvertrag, der Festlegung von Ort, Termin, der Einladungen der Gäste nachverfolgbar sind.

Einige Beiträge beschäftigen sich mit Themen nach der Frühen Neuzeit, so behandelt Anna Mader-Kratky vergleichend die vier Ehen des Kaisers Franz II./I. und Richard Kurdiovsky analysiert die architektonischen Vorbereitungen und Konzepte für die Verheiratung Kaiser Franz Josephs mit Elisabeth (Sisi). Zu den Vorbereitungen gehörte die Planung der Empfangspforte, der Zeremonialakt, die Aufträge an die Burghauptmannschaft, das Beherbergungskonzept und die Ausstattung der kaiserlichen Appartements.

Der Aufsatz von Václav Bůžek hat mit seinem Buch über Tod und Begräbnis Ferdinands I. und seiner Söhne,¹ das im letzten Heft von Frühneuzeit-Info rezensiert wurde, zu tun. Der kurze Beitrag beschäftigt sich in erste Linie – dem Thema entsprechend – mit den Begräbnisvorbereitungen.

Über zwei weitere Übergangsritualen schreibt Beatrix Bastl, über das Totenmemorial und die Begräbnisse, sowie die Totenbekleidung sowie die Krönungen. Dabei werden besonders die adeligen Einladungsmodalitäten diskutiert.

Zum Thema Krönungen passt der Beitrag von Jaroslava Hausenblasová, der die Vorbereitungen der Krönung Maximilian II. zum böhmischen König in Prag 1562 auf seine Organisationsstrukturen untersucht. Auch die Frage der Verschiebung der Krönung wird anhand der Quellen dargestellt, auch ein schwieriger Teil der Festvorbereitung.

Beim Thema der böhmischen Krönungen bietet Jiří Hrbek einen Überblick zum Zeitraum 1627–1723, in dem nicht nur Fragen der Diplomatie dargestellt werden, sondern auch einen Einblick in die Unterbringung des habsburgischen Hofes bei den Prager Krönungen bietet.

Mit einer Zeremonie und ihrer Vorbereitung, die große Ähnlichkeiten mit den Krönungen hat, der Huldigung für Kaiser Karl VI. in Linz 1732 setzt sich Stefan Seitschek auseinander. In seinem Aufsatz berührt er auch ein wesentliches Thema der Forschung, die Memoria zu diesem Ereignis, die sich vor allem in den Münzen dokumentieren lässt.

Die Abhandlung der Musikwissenschaftlerin Elisabeth Th. Hilscher hat die Zeit des Wiener Kongresses 1814/15 zum Thema gewählt, dessen Gestaltung Kaiser Franz II. zur Chefsache erklärt hatte und durch Resolutionen die Vorgaben machte. Doch auch das Obersthofmeisteramt, von dem lange Listen von zu erledigten Sachen existieren, sind eine gute Quelle für die Darstellung. Elisabeth Hilscher geht auch auf die Feuerwerke und die Auseinandersetzungen mit dem mühsamen Hoftheaterdirektor ein.

Martin Kreuz untersucht den Planverlauf beim Empfang fremder Fürsten Ende des 19. Jahrhunderts, mit den Veranstaltungen im Überblick, der Planungsvorlage und der Tageseinteilung.

Jean-Dominique Delle Luche berichtet über eine häufig auch am Wien Hof zu findende Begleitung von höfischen Festen, das Armbrustschießen, das allerdings nicht für alle Einwohner der Stadt zugänglich war, sondern nur für die

durch einen gedruckten Schützenbrief eingeladenen. Die Zusagen und Absagen gehören wieder in den Bereich der Festvorbereitung. Als Beispiel dienen dem Autor zwei Armbrustschießen des späten 16. Jahrhunderts unter Christoph von Württemberg und August von Sachsen.

Der Aufsatz von Milan Hlavačka beschäftigt sich mit den Vergnügungen eines weiteren Kreises an Menschen bei den Prager Krönungsfeiern 1791, 1792 und 1838. Ein deutsches Ballspiel genannt Freyball, ein Ernte- und Rosenfest und im Jahr 1836 die Präsentation der böhmischen Nation bildeten die Themen dieser Festlichkeiten. Ein wesentlicher Aspekt der Vorbereitung war dabei die Auswahl der feiernden Dorfbewohner.

Der letzte Teil des Sammelbandes ist den Einzelementen der Feste gewidmet. Der Kurator am Kunsthistorischen Museum Mario Döberl untersucht die habsburgischen Brautwagen im 17. Jahrhundert von Maria Anna von Bayern (Graz 1600), Anna von Tirol (Wien 1611), Eleonore Gonzaga von Mantua (Innsbruck 1622), Maria Anna von Spanien (Wien 1631), Maria Leopoldine von Tirol (Linz 1648), Eleonore Gonzaga von Mantua (Wiener Neustadt 1651) Margaritha Teresa von Spanien (Wien 1666), Claudia Felicitas von Tirol (Graz 1673) und Eleonore Magdalena von Pfalz-Neuburg (Passau 1676).

Der Beitrag von Martin Scheutz vom Institut für Geschichte der Universität Wien behandelt die Feuerwerke als Problem höfisch-städtischer Festorganisation am Beispiel Wiens (bis 1790). Den Schluss bildet ein Beitrag von Gerhard Ammerer und Simon Edlmayr zum Thema Festtafeln am Beispiel ausgewählter Hochzeitsmähler der Frühen Neuzeit, womit das Buch mit einem Spezialgebiet der Paris Lodron Universität Salzburg, wo Ammerer ein Zentrum für Gastrosophie leitet, bei dem auch Simon Edlmayr arbeitet, endet.

Alles in allem ein wichtiger Band mit einem neuen Zugang zu einem zentralen Thema der Festkultur, deren logistische Vorbereitung solcher Großereignisse neue Aspekte bringen.

Anmerkungen

- 1 Václav BŮŽEK: Tod und Begräbnis Ferdinands I. und seiner Söhne. Repräsentation katholischen Glaubens, politischer Macht und dynastischen Gedächtnisses bei den Habsburgern (Wien/Köln/Weimar 2021).

Karl Vocelka (Wien)

René Vermeir/ Dries Raeymaekers/Eloy Hortal Muñoz, José (Hg.): A Constellation of Courts. The Court and Households of Habsburg Europe 1555–1665, Leuven: Leuven University Press 2014, 393 pages, ISBN: 978-9-05867-990-1

Der Sammelband beginnt mit einer Einleitung und einem Überblick zur Literatur zum Thema von den drei Herausgebern des Buches. Schon dieser Text zeigt, dass Spanien und die spanischen Niederlande im Zentrum der Thematik stehen, während die Länder der österreichischen Habsburger etwas marginalisiert sind.

Seit dem späten Mittelalter spielten die Höfe eine dominierende Rolle, die in den frühen Analysen von Norbert Elias und Arthur G. Dickens herausgearbeitet wurden. Vor allem für Spanien mit seinen vielen Teilen war die Religion, aber auch der zentrale Hof von besonderer Bedeutung. Hingegen hatten die spanischen Niederlande nur eine marginale Bindung der Eliten an den spanischen Hof in Madrid. Über die österreichischen Residenzen der Habsburger erfährt man nur, dass es verschiedene Haushalte gab, 1613 waren es 14 für Erzherzöge und 13 für Erzherzoginnen.

Der Beitrag von José Martínez Millán beschäftigt sich mit dem Hof und den königlichen Haushalten in Spanien, berücksichtigt dabei die aristotelische Philosophie und den Einfluss der Familienstrukturen. In Spanien wurden auch die alten Residenzen der Teilstaaten benutzt, in Lateinamerika errichtete man in Lima und Mexiko (City) neue Residenzen. Einen großen Einfluss auf Spanien hatte auch die Tradition Burgunds.

Der Aufsatz von Manuel Rivero wirft die Frage nach dem Verhältnis des spanischen Hofes und

den Residenzen der Vizekönige auf, diskutiert die Stellung dieser Vizekönige – waren sie Beamte oder königliche Personen? Vor allem die kolonialen Residenzen in Chile, Neu-Granada und Guatemala werden in diesem Text untersucht.

Den wirtschaftlichen Bedingungen des spanischen Haushalts von 1556–1621 widmet sich der Carlos Javier de Carlos Morales. Dieser Begriff „Haushalt“ ist in dieser spezifischen Wortbedeutung erst vor kurzem „wiederentdeckt“ worden und als eine wesentliche Funktion des Hofes erkannt. Die Verteilung der Einnahmen und Ausgaben des königlichen Haushalts in Madrid und die Verwaltung der burgundischen Haushalte stehen im Mittelpunkt der Analyse.

Die beiden nächsten Beiträge spielen zwar in Spanien, Portugal und den spanischen Niederlanden, aber die beiden handelnden Personen sind eng mit der österreichischen Linie des Hauses Habsburg verbunden. Die Erzherzoge Albert und Wenzel von der österreichischen Hauptlinie lebten im Umkreis Spaniens, Albert heiratet eine spanische Infantin Isabella Eugenia, deren Schicksal sie allerdings eng mit Rudolf II. – der jahrelange mit ihr verlobt war – verband.

José Eloy Hortal Muñoz studierte den Haushalt, der von 1570–1595 für Erzherzog Albert und bis 1577 seinen Bruders Wenzel geschaffen wurden. Albrecht lebte in diesen Jahren in Spanien und dem damals, von Spanien aus, beherrschten Portugal. Nach seiner Eheschließung wurde er zusammen mit Isabell Statthalter in den spanischen Niederlanden.

Der nächste Aufsatz ist wieder im Umkreis von Albert und Isabella angesiedelt, Alicia Esteban Estríngana widmet sich – sehr detailreich – der Rolle der flämischen Eliten unter dem Schutz König Philipps III.

Werner Thomas setzt diese Beschäftigung mit den spanischen Niederlanden unter Albert und Isabella fort und analysiert den spanischen Einfluss auf diese Provinz. Die spanische Fraktion (die man auch statistisch verfolgen kann) unter den führenden Amtsinhabern war mächtig, aber auch im Konflikt mit den anderen Parteien bei Hof.

Birgit Houben untersucht einen Teil des *Composite state* Spaniens, mit den Brüsseler Höfen der Witwe Isabella und dem Kardinal-Infant Don Ferdinand (1621–1641) und dem Einfluss von Familien aus der France Comté. Interessant ist die Tatsache, dass Don Ferdinand weniger Menschen aus Burgund in seinem Hofstaat aufnahm, sondern wieder auf die Spanier zurückgriff.

Mit einem Thema, das zunächst außerhalb der Thematik zu sein scheint, beschäftigt sich Olivier Chaline, mit der französischen Königin Anne von Österreich und ihrer Beziehung zur Abtei Val-de-Grâce in Paris. Daraus entwickelt er einen großen Überblick und eine Kontextualisierung in der *pietas Austriaca* und den Klöstern für Frauen in Spanien und auch – wenn auch nur marginal – in Österreich.

Ebenfalls mit einer Frage, die für alle Habsburger wichtig war, dem Hof-Zeremoniell und den Kult um den König/Kaiser im 16. und 17. Jahrhundert tritt Alejandro López Álvarez an, das Thema wird an den Kutschen der Zeit – darunter auch die symbolische Kutsche Rudolfs II. in einem Stich von Ägidius Sadeler (S. 265) zum Tod und der Fahrt ins Jenseits des Kaisers, thematisiert.

Die letzten drei Beiträge sind der österreichischen Linie des Erzhauses gewidmet, bedauerlich unterschätzt, aber durch die Herkunft der Herausgeber und Autoren und Autorinnen verständlich.

Der Aufsatz von Katrin Keller (Wien) beschäftigt sich mit Erzherzoginnen von 1570–1657 in Graz und Wien und ihren „Karrieren“. Die Rolle von Graz, wo Erzherzog Karl von Innerösterreich herrschte, war groß und nach seiner Eheschließung mit Maria von Bayern gab es auch ein *Frauenzimmer* in Graz. Der Einfluss des Grazer Hofes auf den Wiener Hof, der oft als gering eingeschätzt war, wird in der Studie hervorgehoben. Leider ist diese Residenz des Kaisers in Wien in der Planung des Bandes vernachlässigt worden. Ein ähnlicher Band mit einem Schwergewicht auf Zentraleuropa wäre ein Desiderat. Katrin Keller, Spezialistin für Frauen bei Hof, gibt auch einen guten Einblick in den weiblichen Hofstaat vor allem über die Obersthofmeisterinnen.

Der letzte Beitrag des Bandes konzentriert sich auf eine weitere Residenz in der Zeit der Teilung der habsburgischen Erbländer in drei Teile, mit Innsbruck und stammt aus der Feder von Astrid von Schlachta. Sie untersucht die Identität und das Zeremoniell an diesem Hof, aber auch Themen wie die Erbfragen, gibt einen Überblick der Herrscher in Tirol und schreibt über Verwaltungsstrukturen.

Die Arbeit schließt mit einer Tabelle der wichtigsten Ämter des spanischen Hofes unter den Habsburgern, die für die Orientierung sehr nützlich ist.

Sieht man von einem ungleichen Herangehen an die Habsburger der Frühen Neuzeit zugunsten der spanischen Linie, hinweg, ist der Band interessant und gut recherchiert. Als Ergänzung zu dem in der österreichischen Szene bekannten Wissen zur Dynastie erweitert dieser Band sicherlich den Horizont der Forschung. Der Ansatz der *inter-court-analysis* hat sich jedenfalls bewährt. Die Zusammenfassung und die Ideen für weitere Arbeiten von den drei Herausgebern beziehen sich auf die Schlagwörter wie Kulturtransfer, Kulturgeschichte, Sozialgeschichte, politische Geschichte, Aufarbeitung von Biographien etc.

Karl Vocelka (Wien)

Raymond Fagel: Protagonists of War. Spanish Army Commanders and the Revolt in the Low Countries, Leuven: Leuven University Press 2021, 378 pages, ISBN: 978-9-46270-287-5

Das Buch des Lektors am Institut für Geschichte der Universität Leiden (Niederlande) greift ein Thema auf, das einen neuen Zugang zur Sicht auf die Befehlshaber der spanischen Armee in der Revolte der Niederlande in der Zeit von 1567 bis 1577 ermöglicht. Er untersuche die „war narratives“ (Kriegserinnerungen) dieser Männer, die sehr polarisiert sind – was für die eine Seite tapfere Helden waren, wurden von den Gegnern als grausame Unterdrücker negativ gesehen. Der naheliegende Gedanke, dass die Beurteilung durch die Spanier und die Niederländer in gut

und böse zutrifft, ist eine unzulässige Simplifikation.

Der Autor folgt daher allen Spuren des „episodic narratives“. Die Ergebnisse der gründlichen Untersuchung kann auch die immer wieder auftauchende „Schwarze Legende“ (*Leyenda negra*) in Frage stellen, die eine Meistererzählung der Geschichte darstellt. Vor allem wird diese Legende durch die Tatsache, dass nur 10.000 Soldaten der 60.000 spanischen Armee aus Spanien kam – der Rest waren Deutsche, Wallonen, Engländer, Schotten, Italiener, Portugiesen und sogar Albanier – in ihrem Aussagewert beträchtlich geschwächt.

Der Studie liegen als Beispiele vier spanische Befehlshaber zugrunde, die alle nicht adelig waren, sondern eher aus niedrigeren sozialen Positionen stammten – eine Ausnahme in der Frühen Neuzeit. Sie alle haben in ihrem Leben mit Schlachten und Plünderungen Erfolge gehabt und sind daher Personen geworden, die ein langes Nachleben in der Geschichte und Literatur hatten. Diese vier Männer waren Julián Romero, Sancho Dávila, Christóbal de Mondragón und Francesco de Valdés, die sowohl in der spanischen als auch in der niederländischen Memorialkultur eine bedeutsame Rolle spielten. Die jeweiligen Kapitel sind keine klassischen Biographien, sondern sammeln alle Informationen, auch wenn diese nicht belegbar sind, da sie sich auf das „Image“ ausgewirkt hatten. Die Lebensgeschichten der vier Protagonisten haben viele Ähnlichkeiten, die Hintergrundgeschichte, die erzählt wird, ist identisch, sie alle haben mit dem Aufstand der Niederlande gegen Spanien zu tun. Die Helden haben oft gemeinsam gekämpft und hatten – nicht immer nur freundliche – Beziehungen zueinander.

Julián Romero (1518–1577) war einer, der schon bei den Zeitgenossen berühmten großen Helden auf dem Schlachtfeld, er wurde auch – erstaunlich bei seiner Herkunft, er war der Sohn eines Maurers – Ritter des Ordens von Santiago. Sein Duell am Hof von Fontainebleau vor der gesamten französischen Dynastie und dem britischen Botschafter, das 1546 stattfand, machte ihn berühmt und verhalf ihm zum dem Spitznamen

Captain Julián und einem lange erhalten bleibenden Ruhm. Der Feldherr Christóbal de Mora hatte Juliáns Vorgesetzten Pedro Gamboa zum Duell gefordert und Julián hatte an seiner Stelle gekämpft. Julián hat sehr kreativ an seinem eigenen Mythos gearbeitet und wurde einer der am meisten gefeierten Helden Spaniens.

Im Dienste Kaiser Karls V. und Philipps II. war er sehr aktiv, 1557 hat er an der Schlacht von Saint-Quentin gegen die Franzosen gekämpft und sich an der Plünderung der Stadt beteiligt. Er war danach an verschiedenen Orten tätig, in Tunesien in Goleta, dann in Malta, bis er endlich mit dem Herzog von Alba in die aufständischen Niederlande ging und Maestro de Campo wurde.

Er war an der Gefangennahme und Hinrichtung von Graf Lamoral von Egmond und Philippe de Montmorency, Graf von Hoorn beteiligt, kämpfte mit dem Wilhelm I. Prinz von Oranien (1533–1584), plünderte 1572 Mecheln und wurde „Henker Albas“ genannt. 1576 war er an der „Spanischen Furie“ in Antwerpen beteiligt, das brachte Vermögen und „Ruhm“. 1577 starb er an einem Schlaganfall, das Erbe ging an seine Frau und seine Tochter. Es gibt zahlreiche viele Anekdoten und Geschichten über ihn, die viel mit Grausamkeit zu tun haben, doch – wie der Autor am Ende kurz anmerkt – hatte er auch manchmal menschlich humane Eigenschaften!

Das nächste Kapitel des Buches ist dem bekanntesten Kommandanten und spanischen Helden Sancho Dávila (1523–1583) gewidmet, der vielleicht mit Teresa von Avila verwandt war. Er kämpfte am Beginn seiner Laufbahn in Deutschland im Schmalkaldischen Krieg, dann in Afrika, wo er eine Expedition nach Mahdia führte, wurde Gouverneur von Pavia in Italien und als Belohnung wurde er dann Gouverneur der Bergwerkstadt Zacatecas in Mexiko.

Der Herzog von Alba empfahl ihn Philipp II. und er ging in die Niederlande und kämpft gegen die „Rebellen“ nach 1567, er war von 1568 bis 1572 Kastellan von Antwerpen, befreite Middelburg (1572–1573) und kämpfte bei der Eroberung Antwerpens 1576, einem der emblematischen Ereignisse in der Geschichte der Revolution in den Niederlanden. Dieses Ereignis und

Davilá fanden auch in der Literatur ein Echo. Trotz seiner großen Erfolge im Krieg wurde er nicht geadelt, er verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in Portugal, das damals zu Spanien gehörte, wo er 1583 starb.

Cristóbal de Mondragón (1514–1596) wurde der Gute oder der tugendhafte Spanier genannt, er hatte im Gegensatz zu den anderen Männern, ein anständiges Verhalten gegenüber seinen Feinden, die Grausamkeit stand nicht im Zentrum seines Tuns, er empfing auch die feindlichen Geusen mit Barmherzigkeit. Seine Schattenfigur war der Herzog von Alba. In manchen Teilen des Kriegsgebietes, wie in Zierkzee (Belagerung 1575–1576, bei der er einen großzügigen Vorschlag zur Übergabe machte) war er ein lokaler Held.

Er hatte sich vom einfachen Soldaten zum Capitain heraufgedient, er kämpfte zunächst in Deutschland, wo er – der Legende nach – die Elbe mit einem Schwert zwischen den Zähnen durchschwamm und ging dann wie auch Julián und Sancho mit Alba in die Niederlande. Dort wurde der als sanft geltende Cristóbal in den lokalen Quellen auch gelegentlich als grausam geschildert. Er kämpfte unter dem Einsatz von Schiffen in Zeeland, war bei der Belagerung von Middelburg dabei, wie die gesamte Besatzung nahe am Verhungern. Eine Quelle verbreitete auch das Gerücht, dass man Kinder gegessen hatte. Letztlich musste er ehrenvoll die Festung übergeben. Für die Plünderungen und Grausamkeiten waren die spanischen Truppen schuldig, während das Wallonische Regiment, dessen Befehlender Cristóbal war, auf der Seite der Guten gesehen wird. Bei den Friedensverhandlungen in Breda wurde er gemeinsam mit Julián als Geisel bei den Rebellen gestellt, er versuche zu verhandeln und Kompromisse zu finden.

Francesco de Valdés (1522? – 1580?), der exemplarische Soldat wird auch als *Miles Christi* bezeichnet, er wie die anderen Feldherren, die in diesem Band betrachtet werden, war seit 1567 in den Niederlanden. Allerdings muss man das Zitat „Am Tag, wo der Mann seinen Spieß aufnimmt um Soldat zu werden, hört er auf, ein Christ zu sein“ (S. 272), für so eine Beurteilung berücksich-

tigen. Eine Besonderheit seines Lebens war, dass er eine niederländische Frau aus Den Haag heiratete, die ihn offensichtlich von Gräueltaten abhielt. Die erste Belagerung von Leiden 1573 wurde abgebrochen und Valdés setzte sie im darauffolgenden Jahr fort, doch die Belagerung scheiterte. Eine Folge des Sieges der Leidener war, dass der Ort eine Universität bekam, in der der Autor des Buches lehrt. Valdés war derjenige der Helden, die in diesem Band vertreten sind, der am wenigsten berühmt war.

Im letzten Abschnitt des Bandes fasst der Autor einiges zusammen und geht nochmals auf die Quellen (episode war narrative, letters, pamphlet, chronicles) ein, die allerdings oft auch ganz unterschiedliche Geschichten wiedergeben, was zum Teil damit zusammenhängt, ob der Mann, über den etwas erzählt wird, ein Freund oder Feind war. Auch lokal gesehen sind die Bilder der Feldherren unterschiedlich. Das Buch, das eine Brücke zwischen der niederländischen und spanischen Historiographie schlagen will, ist gleichzeitig auch ein neuer Ansatz in den Beurteilungen von Krieg und Kriegern, die in allen Details ausgebreitet werden. Ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein Namens- und Ortsregister machen den Band gut benutzbar.

Karl Vocelka (Wien)

Renate Oldermann: Leveke von Münchhausen-von Hammerstein (1616–1675). Eine Frau in der Frühen Neuzeit, Köln: Böhlau 2021, 170 Seiten, ISBN: 978-3-412-52058-8

Die Historikerin Renate Oldermann hat in verschiedenen Stiftsarchiven geforscht und dazu einige Schriften verfasst. In diesem Zusammenhang stieß sie auf Unterlagen zu Leveke von Münchhausen. Anhand weiterer Quellen aus Familienarchiven und Leichenpredigten beschreibt sie deren Leben, ihre zwei Ehen (mit Christian Bessel bzw. Hans Adam von Hammerstein) und frühe Witwenschaft. Die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges beeinträchtigten ebenfalls die

Lebensumstände der jungen Frau und ihrer Familie.

Durch ihre Ehen mit jeweils verwitweten Männern übernahm sie die Fürsorge für deren Kinder sowie ihre eigenen, die aus den beiden Ehen stammten. Allein schon aus dieser Situation ergibt sich eine Fülle von Personen, die im Buch vorkommen – abgesehen von den Eltern (der eigenen wie die der Ehepartner) und der jeweiligen Geschwister und deren Ehepartnern. „Die Einbettung des Schicksals der Protagonistin in weitläufige Familienstrukturen vermittelt so detaillierte Kenntnisse in die familiäre Vernetzung niedersächsischer Adelsfamilien der Frühen Neuzeit“ (S. 10). Was die Autorin als Stärke ihrer Arbeit sieht, führt beim Lesen immer wieder zum Verlust des Überblicks. Am Ende des Buches sollen angehängte Stammbäume der involvierten Familien informieren – ein ausführliches Namensverzeichnis wäre hier ausdrücklich hilfreicher, leider fehlt es im Index.

Es ist sicher interessant, dem Leben einer Frau vom niederen Adel, aus der Familie Münchhausen, in diesen herausfordernden Zeiten von der Kindheit bis zum Alter nachzuspüren. Durch häufige Abwesenheit von Eltern oder Ehepartnern gibt es eine Fülle an Schriftverkehr, die die Autorin neben anderen Quellen nützt. „Um eine lesenswerte Darstellung zu bieten, erschien es bei aller Detailtreue und Quellenanbindung dennoch angemessen, einige fiktive Elemente einzufügen“ (S. 11). Das vorliegende Werk changiert daher zwischen einem Roman, mit leichter Hand werden Gefühle der jungen Frau und ihrer Umgebung beschrieben, und seriösen Recherchen, zahlreiche wörtliche Zitate aus Briefen oder aus Leichenpredigten dienen als Belege. Ein Quellenverzeichnis und eine entsprechende Bibliografie finden sich am Ende des Buches.

Renate Schreiber (Wien)

Tobias E. Hämmerle: Aufstieg und Niedergang der schwedischen Großmacht in zeitgenössischen Medienbildern (1611–1721). Illustrierte Flugblätter im Mediensystem des Heiligen Römischen Reiches, Bde 1 (Analyse) und 2 (Katalog und Register), Marburg: Buchner 2021, 984 Seiten, ISBN 978-3-96317-252-6 (Print), ISBN 978-3-96317-790-3 (ePDF)

„Ein Großteil der deutschsprachigen Bevölkerung konnte sich um 1600 wohl kaum vorstellen, wie das Königreich Schweden und dessen BewohnerInnen tatsächlich aussahen,“ (S. 5) stellt der Autor einleitend fest. Ab 1630, dem Eintritt von König Gustav II. Adolf von Schweden in den Dreißigjährigen Krieg, änderte sich diese ‚Nicht-Wahrnehmung‘ des nordischen Königreichs im deutschen Reich grundlegend. Trotz des baldigen Todes von Gustav II Adolf in der Schlacht von Lützen (November 1632) blieb Schweden eine wesentliche Kraft im großen Krieg wie auch danach.

Für Schweden begann 1611, mit dem Regierungsantritt des Königs, die sogenannte ‚Großmachtzeit‘ (Stormaktstiden). Diese endete 1721 mit dem Frieden von Nystad zwischen Schweden und Russland. Das vorliegende Buch erschien zum 300. Jahrestag dieses Friedensschlusses. Für eine historische Betrachtung sollte man bei Schweden auch an Finnland, das eine lange gemeinsame Geschichte teilt, sowie an Teile des Baltikums denken (S. 97); in diese Zeit fallen einige Kriege mit Polen zwischen den beiden Wasa-Dynastien. Diesen für Schweden – sowie dem nördlichen Europa und Russland – bedeutenden Zeitraum beleuchtet der österreichisch-schwedische Historiker Tobias Hämmerle anhand von Flugblättern, die sich mit Schweden im Rahmen dieses zeitgenössischen Mediensystems befassen. Seine Arbeit beruht auf seiner überarbeiteten, aktualisierten und erweiterten Dissertation und besteht aus zwei Bänden (Band 1 = Analyse; Band 2 = Katalog und Register).

Sehr profund analysiert der Autor nach theoretischen Überlegungen und Terminologie die grundlegenden Charakteristika eines illustrierten

Flugblattes (Layout, Inhalt, Produktion, Sprache und Bild, Wirkung usw.), die gleichermaßen Lesekundige (literati) wie Leseunkundige (illiterati) ansprechen konnten. Detailliert legt Hämmerle seine Herangehensweise bei der Methode und die Einteilung in Medienbildkategorien dar. Das noch zu Lebzeiten von Gustav II. Adolf textlich und bildlich geschaffene Repertoire beeinflussen auch die nach seinem Tod erschienen Blätter. Sie werden entsprechend adaptiert und den aktuellen Personen und Ereignissen in Schweden angepasst. Mit entsprechenden Beispielen erläutert der Autor seine Einteilung in unterschiedliche Medienbildkategorien (Krieg, Frieden, Wunder, Trauer usw.) und analysiert diese innerhalb der von ihm festgelegten Kategorien im zeitlichen Verlauf an exemplarischen Blättern.

Im letzten Kapitel des ersten Bandes vergleicht Hämmerle die Nachrichten zum ‚Großen Nordischen Krieg‘ (1700–721) anhand des *Wien(n)erischen Diarium* (eher schwedenfeindlich) und des Hamburger Relations Kurier. „Die gedruckten Zeitungen bemühten sich im Gegensatz zum illustrierten Flugblatt, das stark emotionalisierend war, um eine möglichst neutrale und wertfreie Berichterstattung“ (S.429).

Der zweite Band enthält einen Katalog der analysierten Flugblätter. Diese sind nach den entsprechenden Kategorien geordnet und der dazugehörige (deutsche) Text ist transkribiert. Neben einer ausführlichen Bibliografie finden sich Abstracts in Deutsch, Englisch und Schwedisch sowie ein ausführliches Namens- und Ortsregister.

„Die vorliegende Monografie kann daher auch anderen Disziplinen, wie beispielsweise der Medien- und Kommunikationswissenschaft oder der Kunstgeschichte interessante Forschungsimpulse liefern“ (S. 24). In diesem Sinn legt der Autor die Ausformung der illustrierten Flugblätter dar: wie die Bildgestaltung und Sprache, den Text – in verschiedenen Versformen gereimt oder in Prosa – und den für die Herstellung nötigen Personen. Text und Bild sieht Hämmerle als gleichrangige Bestandteile eines Blattes. Denn Bilder sollten nicht nur kunsthistorisch analysiert werden, es ist dabei auch die historische Komponente zu

beachten. Diesem Argument kann man nur vollinhaltlich zustimmen.

Dieses fundierte Buch, für das erkennbar sehr viel Sorgfalt und Arbeit notwendig war, ist eindeutig nicht nur für Interessenten der schwedischen Geschichte wichtig, sondern allgemein für die Mediengeschichte und deren Entwicklung im 17. Jahrhundert von großem Nutzen. Und etwas mehr Kenntnis der schwedischen Geschichte kann auch nicht schaden.

Renate Schreiber (Wien)

Michael North: Das Goldene Zeitalter global. Die Niederlande im 17. und 18. Jahrhundert, Köln: Böhlau 2021, 317 Seiten, 60 meist farbige Abb., ISBN: 978-3-412-50513-4

Der Historiker Michael North, der Fachmann für niederländische Geschichte, richtet im vorliegenden Band den Fokus auf den wechselseitigen kulturellen und wirtschaftlichen Einfluss der Niederlande auf Länder, die kurz oder länger in niederländischem Besitz waren bzw. mit denen intensiver Handel betrieben wurde. Der Autor beleuchtet die Strömungen in Kunst, Wirtschaft, Handel und Gesellschaft zwischen den Niederlanden und den jeweiligen Staaten. Solch ein globaler Überblick bedarf einer umfangreichen Forschung. In der Einleitung verweist der Autor, nach einem kurzen Überblick über die kulturelle Entwicklung in den Niederlanden selbst, auf die schwierige Suche nach aussagekräftigen Quellen nicht nur in Übersee.

Einerseits wird die Entstehung und der Handel der VOC (Vereenigde Oost Indische Compagnie = Niederländische Ostindien-Kompagnie) sowie der WIC (Geocroyeerde West-Indische Compagnie = West-Indische Compagnie) und einige der wichtigsten Akteure beleuchtet. Andererseits geht der Autor auf den Einfluss und die Akzeptanz der ausländischen Güter in den Niederlanden auf Kunst und Kuriositätenkabinette sowie Medien ein. Von dort breitete sich der Einfluss auf ganz Europa aus.

Der Kulturtransfer umfasst nicht nur Gegenstände und Kunst auch Personen bringen speziell

le Kenntnisse ihrer Profession aus ihrem Heimatland mit. In den Ostseeraum, einem weiteren Forschungsschwerpunkt des Autors, gab es aus den Niederlanden die Migration von Bauern, Handwerkern und Kaufleuten. Zahlreiche Architekten und Maler aus den Niederlanden wirkten in Skandinavien. Im Gegenzug siedelten viele Seeleute aus den nordischen Staaten in die Niederlande, um dort ihre Erfahrung in der Schifffahrt einzubringen.

In den folgenden Kapiteln werden Länder bzw. Gebiete vorgestellt, gleichzeitig wird eine Person in den Focus gesetzt, die jeweils für die Entwicklung oder Beziehung wesentlich war: Niederlande – Nicolaas Witsen, Nord- und Ostseeraum – Christina von Schweden, Brasilien – Johann Moritz von Nassau-Siegen, Surinam und Curaçao – Maria Sibylla Merian, Neue Niederlande (Amerika) – Margarieta van Varick, Kapstadt – Angela van Bengalen, Batavia – Sayfoedin von Tidore, Indien und Ceylon – Hendrik van Schuylenburgh, Japan – Shiba Kōkan und China – Johann Nieuwhof. Allein die Aufzählung all dieser Länder und Personen zeigt, wie umfassend der Autor den Kulturtransfer von und nach den Niederlanden untersucht hat.

Ein ausführliches Quellen-, Literatur- und Namensverzeichnis rundet das beeindruckende Buch ab. Ein wichtiges Buch nicht nur für den Kulturtransfer von und nach den Niederlanden, sondern ebenfalls für die Entwicklung der in den einzelnen Kapiteln angesprochenen Ländern.

Renate Schreiber (Wien)

Aurelia Benedikt: Die Mirakelberichte des Gnadenortes Mariahilf in der St.-Jakobs-Kirche in Innsbruck (1662–1724). Analysen zu ihrer Bedeutung im Barockzeitalter (= Veröffentlichungen des Innsbrucker Stadtarchivs N. F. 72), Innsbruck: Wagner 2021, 652 Seiten, ISBN: 978-3-7030-6565-1

Die Frömmigkeitsgeschichte und insbesondere die Auswertung und Publizierung von Mirakelbücher hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Blüte erlebt. Im 21. Jahrhundert wurde

dieser Forschungsbereich stark ausgedünnt, was mit einem Paradigmenwechsel der „Volkskunde“ (heute Europäische Ethnologie) zusammenhängt, der auch die historische Forschung über diese Phänomene negativ beeinflusste. Das Fach Ethnologie hat sich stark mit Lebensformen der Gegenwart – in der dem Thema Religion nur eine untergeordnete Rolle zukommt – und soziologischen Fragen beschäftigt und die alten Schwerpunkte verschwanden weitgehend. Bei aller Sympathie für neue Ansätze der Forschung, hat das Fach damit gleichzeitig ein Alleinstellungsmerkmal aufgegeben.

Gerade für den Bereich der „historischen“ Frömmigkeitsforschung, der sich mit einem Schwerpunkt vom Mittelalter bis zur Aufklärung erstreckt, sind noch viele Quellen nicht aufgearbeitet. Vielleicht hat der Aspekt, dass die Mirakelberichte in Massen gelesen, wenig Abwechslung bieten und daher leider wenig Faszination für das Thema besteht, eine negative Konnotation.

Umso mehr ist die vorliegende Publikation von Aurelia Benedikt zu begrüßen. Frau Benedikt wurde an der Wiener Universität als Historikerin ausgebildet, und studierte nach der Pensionierung Europäische Ethnologie in Innsbruck, sie hat damit die besten Voraussetzungen dieses Buch zu schreiben.

Der Gnadenort, dessen Mirakelberichte sie studierte und edierte, die St. Jakobskirche in Innsbruck, hat eine lange Geschichte, sie entstand im 12. Jahrhundert, aber die Funktion als Wallfahrtskirche kam um vieles später.

Das Gnadenbild Marie Hilf ist ein Gemälde des bedeutenden Renaissance-Künstlers und kursächsischer Hofmaler Lucas Cranach dem Älteren (nach 1537). Erstaunlich ist, dass Cranach, ein Freund Luthers, der die Marienverehrung ablehnte, ein Marienbild malte, das sich in Europa verbreitete und in vielen Orten verehrt wurde.

Ursprünglich erhielt es Erzherzog Leopold V., Bischof von Passau, als Geschenk. Als er 1619 Statthalter von Tirol wurde, nahm er das Original im Reisegepäck mit nach Innsbruck. In Passau – und in vielen Orten Österreichs – wurde eine

Kopie verehrt, die ebenfalls als „Wunder wirkend“ betrachtet wurde. 1650 kam das „Gnadenbild“ in die Innsbrucker Pfarrkirche, den Dom.

Bei der Schaffung eines Wallfahrtszieles in Innsbruck spielte der bayrische Jesuit Wilhelm Gumpfenberg (1609–1675), dessen Buch *Atlas Marianus* eine wichtige Veröffentlichung für den Marienkult darstellte.

Die Arbeit setzt sich mit dem Thema der Wallfahrten auf einer breiten Ebene auseinander, die Autorin schrieb über Wallfahrten allgemein, das Phänomen der Nahwallfahrt bis zu einem weitreichenden Blick auf die Formen von Wall- und Pilgerfahrten in anderen Kulturen.

Schon in der Zeit des späten Mittelalters wurde der Besuch von „gnadenbringenden Orten“ eine Massenbewegung, die durch die Reformation einen Einbruch erlitt, dem eine neue Konjunktur im Zeitalter der Konfessionalisierung folgte.

Ein Phänomen der Barockzeit war die zunehmende Verschriftlichung der Gebetserhörungen ab dem 17. und 18. Jahrhundert. Bevor sich die Studie dem Quellenmaterial zuwendet, erhellen einige Fragen – wie ein Vergleich der Wallfahrt in Passau und Innsbruck, der sakrale Hintergrund der Kirche St. Jakob in Innsbruck und das Zusammenspiel von höfischer und populärer Frömmigkeit – einige Hintergründe.

Das Quellenmaterial, das von der Autorin genau aufgelistet wurde, ist reichhaltig, vor allem die handschriftlichen Aufzeichnungen des Archivs der ehemaligen Stadtpfarrkirche macht fast 3.000 Gebetserhörungen zugänglich. Während bei den meisten Mirakelbüchern anderer Wallfahrtsorte die Eintragungen von „Gebetserhörungen“ von Priestern der betreffenden Kirche aufgeschrieben wurden, sind die Berichte von den Betroffenen selbst – wohl in vielen Fällen mit der Hilfe der Kleriker – aufgeschrieben und gesammelt worden. Diese Texte wurden dann in Buchblöcken aufbereitet und bilden die Grundlage der gedruckten Mirakelberichte. Außergewöhnlich ist die Tatsache, dass es von einem frühen Mirakelbericht zwei Auflagen 1693 (von Ludwig Gstürmer) und 1723 (von Johann Franz

Coreth) mit unterschiedlichen Konzepten existieren.

Die weiteren Kapitel bieten eine Auswertung der Texte, betrachten die Gründe für Gebetserhörungen wie Medizinisches, Unfälle oder Naturkatastrophen und arbeiten dann mit dem Konzept der qualitativen und quantitativen Analyse. Alles berichten die Quellen nicht, so sind wenig Angaben zu den Berufen auffindbar, oder zu wenig Informationen über Opfergaben, die man in der Kirche hinterlegte, vorhanden. Statistisch kann man das geographische Einzugsgebiet, das Geschlecht der Pilger – im Übrigen ziemlich gleich viele Männer und Frauen – die Berufe oder die soziale Stellung auswerten.

Die wichtigsten Gründe für das Verlöbnis mit dem Marienbild waren eindeutig die Krankheiten der Menschen, die „Gebetserhörungen“ der überstandenen Krankheiten kann man mit einer Liste der Krankheiten noch gut spezifizieren.

Ein weiterer großer Anteil der Danksagungen hängen mit Schwangerschaft und Geburt zusammen, andere Gründe wie Kriminalfälle, Erbstreitigkeiten oder wiedergefundene Gegenstände sind dagegen nicht oft anzutreffen. Wichtige Spezialthemen sind die Naturkatastrophen, vor allem die Erdbeben in Innsbruck in den Jahren 1670 und 1689 oder die Kriege mit Frankreich und den Osmanen unter Karl V. Leopold von Lothringen (1643–1690), dem Schwager Kaiser Leopolds I., der 1679 zum Statthalter von Tirol und den Vorlanden gemacht wurde.

Die zweite Hälfte des umfangreichen Buches (S. 345–612) ist der Edition der Texte gewidmet. Die professionelle Bearbeitung beschreibt zunächst die Handschriften-Bände und gibt die einzelnen „Gebetserhörungen“ in Regesten, dem Originaltext und den Kommentaren an und unterstreicht wichtige Stellen der Berichte.

Eine Liste der Abkürzungen, ein Literaturverzeichnis der handschriftlichen und gedruckten Quellen sowie der Sekundärliteratur schließen das reichlich bebildert Buch, das eine sehr schöne Fallstudie über die Frömmigkeit der Frühen Neuzeit darstellt.

Karl Vocelka (Wien)

Silvia Tammaro: *Theatrum Sabaudiae. Das Kupferstichwerk der Herzöge von Savoyen. Entstehung, Rezeption, Funktionswandel (1660–1740)*, Wien: Böhlau 2021, 300 Seiten, 318 teils farbige Abb., ISBN: 978-3-205-21464-9

A book about a book: such is the most general description of Silvia Tammaro's book on the *Theatrum Sabaudiae*, a representative largely pictorial publication by which the Dukes of Savoy promoted their family, its exploits, and their duchy extending over the area around present-day Italian and French Alps with its new modern capital Turin, at the turn of the 18th century.

The book was written at the initiative of Charles Emmanuel II, who, however, did not live to see it published. It appeared as late as in 1682, issued by the renowned publishing house Blaeu in Amsterdam. By 1726, it was republished in French and Dutch in addition to its first Latin edition.

Tammaro's elegant book published by Böhlau Publishing House brings much more than a mere formal description of the illustrations and an overview of its editions. The author fully managed to achieve what she aimed for – that is content and formal analysis of the *Theatrum Sabaudiae*, describing its origins, distribution, and perception across Europe, especially in Vienna, where strong cultural ties to Turin existed, particularly thanks to Eugene of Savoy. For the author, *Theatrum Sabaudiae* is also a 'book of cities - a Städtebuch'; one that communicates through text, image, and cartographic language. While on this level the works of Cesare De Seta and Tanja Michalsky are a source of inspiration, on the level of formal description and the view of the book as a tool of representation through architecture and art, Tammaro drew on the works of Michaela Völkel. Tammaro also presents the book in the context of self-representation (or courtly representation) through works of art, particularly a series of vedutas. In regard to the context of its creation, which can be properly reconstructed from the surviving archival material, the author could turn to earlier works by Italian, Turin-

based colleagues. Nevertheless, some documents from this exceptionally well preserved archival material are fully exploited for the first time.

After a comprehensive introductory study, in which the author interprets the book as a tool of courtly presentation, there follows an apparatus consisting of a complete overview and formal description of the content of the individual editions, the main European libraries and archives which hold the book, a transcription and a German translation of the Latin panegyric of Charles Emmanuel, and a genealogy of the Savoy family.

My own book on travel and Grand Tours in the 17th century¹ made me realize that *Theatrum Sabaudiae* is indeed essential for a better understanding of the topography, life, the presentation strategies of the Turin court. Thus, I could not agree more with the choice of the opening quotation: 'Perinde paginas meas legere, atque sedendo peregrinari' and underline the importance of this book by Silvia Tammaro for further cultural-historical research on the early modern period.

Anmerkungen:

- 1 Zdeněk HOJDA/Eva CHODĚJOVSKÁ et al.: Přes Alpy a Pyreneje. Kavalířská cesta Heřmana Jakuba Černína z Chudenic do Německých zemí, Itálie, Francie, Španělska a Portugalska [Across the Alps and the Pyrenees: a Grand Tour of Heřman Jakub Černín to the German Lands, Italy, France, Spain and Portugal in 1678–1682], Praha 2014.

Eva Chodějovská (Brno)

Marek Laštovka/Jitka Močičková: Hergetův plán Prahy 1790/1791 [The Plan of Prague by Franz Leonhard Herget 1790/1791], Dolní Břežany/Praha: Scriptorium 2021, 208 Seiten, ISBN: 978-80-7649-029-1

Franz Leonhard Herget's plans of Prague rank among the most important historical sources, both in terms of Prague's history and in terms of urban history in general, at least in the Central European context. Besides adding to the knowledge on the topography of Prague at the

end of the 18th century, the plans bear testimony to the excellent work of civil engineers and to the growing importance of accurate documentation caused by the bureaucratisation of the city's administration in the Enlightenment period.

Herget's work – or rather the work of his pupils which he coordinated – has been known to historians of cartography and scholars focused on Prague since the early 20th century. In the 1980s, the historical geographer Ota Pokorný explored Herget's work, and his publications brought to light two of Herget's plans, presenting them with expert commentary in five languages (English, French, German, Russian, and Czech), which covered key findings on them. Both the first (1980) and the second expanded edition (1991) are held in many libraries all over the Czech Republic and abroad, including the Library of Congress.² Ten years ago, the author of this review included a third plan among the essential plans of Prague on the web map portal dedicated to old plans of Prague (towns.hiu.cas.cz) and its scan was placed in the collection's continuously updated digital catalogue. Recently it was digitised properly and in context of its digitisation, Marek Laštovka from the Prague City Archives and Jitka Močičková from the Historical Institute of the Czech Academy of Sciences dedicated a large book to Herget's work last year. It focuses on this third version of the plan. Pokorný was familiar with it, but due to its poor state of preservation he decided not to include it in his publications. It was originally preserved in the archives of the Prague building officials, from where it was transferred to the Prague City Archives.³ It depicts the four towns of Prague, merged only in 1784 (Old Town, New Town, Lesser Town, and Hradčany), the Jewish Town, Vyšehrad, and partly the settlements and towns outside the city walls. It has the impressive dimensions of 2.9 x 2.3 m at a scale of about 1 : 1728. The plan was drawn up by Herget's pupils Johann Oppelt and Karl Lutz and probably based on earlier mapping work that had been in progress since 1781. It is a coloured drawing on paper lined with canvas, which had been originally fastened on stretcher bars and then, without

them, folded and stored inappropriately. Good conditions for its restoration and appropriate storage were not found before 2018. It was on that occasion that the plan was digitised again and stored in a roll.

Pokorný's book presented two versions of Herget's plan which had been known to scholars concerned with pragensial topics as early as the 1930s. These were the copy kept in the library of the Chotek family at Kačina Castle (Central Bohemia) and a black and white negative, now partly damaged, preserved in the archives of the Štenc Photo Studio in Prague. However, Pokorný was not familiar with the original of the latter. He, as well as the authors of the reviewed publication, missed two other surviving plans by Herget, which are kept in the Austrian National Library.⁴ All of these plans are hand-drawn plans with the same orientation, approximately to the west, so that Hradčany is at the top of the sheet. Interestingly, they show both the old (1770) and the new (1805) house numbering. The plans show excellent knowledge of the city and were based on field surveys coordinated by Herget and conducted by his pupils. Pokorný reckons that the three plans known to him were brought to completion for the occasion of the coronation of Leopold II as King of Bohemia in the autumn of 1791; he believes that the plan held at the Kačina Castle was intended for the Emperor himself.⁵ The copy held in the Prague City Archives has a double scale compared to the copy preserved at Kačina and the copy known from the Štenc Photo Studio. The plans depict the building development in Prague in the 1780s and early 1790s. Pokorný pointed out that there are differences between them not only in scale and decoration, but in content too; these are not caused solely by cartographic generalisation, but very probably by different dates of drawing. He believes that the copy held at Kačina Castle was made immediately prior to the coronation of Leopold II., whereas the other two plans are slightly older.

The reviewed publication by Marek Lašt'ovka and Jitka Močíčková touches upon these facts, but does not explore them in any detail. It focuses on the plan preserved today in the Prague City Ar-

chives, providing basic technical information and analysing the map content. A considerable part of the publication is taken by an index of places, which helps the reader navigate between the 99 sections into which the plan was divided for the purpose of the book. Listing the corresponding historical and contemporary street names is also extremely useful, as is the conversion of land registry house numbers between the numbering systems of 1770 and 1805.

The restoration process was described in detail by Johana Langerová. Much space is given to the description of the digitisation itself, including photographs documenting the process. The digitised plan is available online as a whole, on the IPR Prague geoportal in the Atlas of Views and Vedute;⁶ divided into twelve images in the online catalogue of the Prague City Archives,⁷ where it replaced an older scan; this is still published on towns.hiu.cas.cz in a section dedicated to Prague. However, the scanning and particularly the subsequent document processing and presentation of the digital image could have been handled better, with regard to the current guidelines for the digitisation of cartographic documents. The authors stated that they worked on a VERSASCAN 3650 scanner with a scanning area of 1270 x 915 mm. The document was scanned in strip segments and in post-processing the images were digitally merged. However, important metadata - e.g. those required by recognised German guidelines - are missing. At the time when the publication was being written, standards on digitisation, creation of metadata, and descriptive cataloguing of old maps were already established as a result of several years of professional debate in the Czech Republic, inspired by foreign guidelines. In recent years, a lively interdisciplinary debate has been taking place in Czech Republic and abroad, discussing the presentation of old maps, including the requirements on digitisation and on critical editions of cartographic documents.⁸ The recommendations for the presentation of cartographic documents are summarised in Methodical Instruction No. 2/2020 for Record-keeping and User Access to Maps in the Archives of the Czech Republic and Manual for GLAM Insti-

tutions on Handling Cartographic Documents: Record-keeping, Cataloguing, Digitisation, Preservation of the Digital Data, and Issues Regarding User Access. In principle, the user should have access to metadata of three types: 1) descriptive metadata, which characterize the document (title, authorship, publishing data, keywords), usually based on a standardized descriptive scheme; 2) structural metadata, which indicate the internal organization of the document (relationships between digitised images, e.g. between the map itself and the related handwritten documents or between the plan and the its index); 3) administrative (technical) metadata, which state the technical parameters of the digital document (format, size, colour, resolution; data on the creation of the digitised image, information on the software used, data on optical character recognition, etc.). The latter may also include data on remote access or data protection. Similarly, best practices for document processing of large digitised (not only) cartographic documents have been available for more than a decade (e.g. Hugin⁹) proven useful also in the Czech Republic.

The book is conceived in similar fashion as earlier work on significant plans of Prague published in the same series *Documenta pragensia monographia*; this is particularly true of the second part, which is Herget's plan divided in sections and organised as an atlas. However, the question arises whether the book presents the maps and plans in the best possible way, a question which opens the discussion on what a critical edition of cartographic documents should look like.

Besides the fact that the authors have not critically dealt with all known versions of Herget's plan, their publication lacks cartographic analysis, and the chapter which places Herget's plan in the context of other cartographic representations and vedute of Prague at the end of the 18th century (M. Laštovka) omits a number of important surviving plans, nor does it mention current research on pragensial cartography.

That being said, the book certainly has merit, presenting to the public a historically significant

document which is otherwise difficult to access. The book does not, however, explore the topic to the extent allowed by the current state of knowledge in the field. It can be read as an accomplished biography of Franz Leonard Herget, supplemented by important contemporary iconographic and cartographic documents, presenting the copy of his plan preserved in Prague Municipal Archives and providing some insights into the topography of Prague.

Anmerkungen:

- 1 Briefly mentioned by František RUTH: *Kronika královské Prahy a obcí sousedních*, I-III, Praha 1903-4; at length with a couple of images by Vladimír ZÁKREJS: *Mapa Prahy z konce 18. století*, in: *Časopis Společnosti přátel starožitností českých* 13 (1905), pp. 23–29, 62–65 and 86–93 and further in *Časopis Společnosti přátel starožitností českých* 15 (1907), pp. 55–58 and 98–101 and 160–164; the oldest catalogue of plans of Prague: Václav VOJTÍŠEK: *Staré plány pražské*, in: *Sborník české společnosti zeměvědné* 17 (1911), pp. 145–162, 236–255; published separately as *Staré plány pražské*, Praha 1912.
- 2 Ota POKORNÝ (ed.): *Plán Prahy z roku 1791*, Praha 1980; Ota POKORNÝ (ed.): *Praha 1791: faksimile Hergetova plánu*. 2nd extended ed., Praha 1991.
- 3 *Grundris Der Kay. König. Haupt Stadt Prag Im Königreich Böhmeim.[...] Unter Der Direction Dero Ober Bau Director und Ingenieur Professor Franz Leonard Herget. Aufgenommen Von Seinen gewesten Schüllern [...] Gezeichnet von Ioh. Oppelt, Ing. und Karl Lutz, Ing.* Colour drawing, scale [1 : 1730], 2780 × 2290 mm. Prague City Archives, Map Collection, sign. MAP P 1 B/1, old call no. P 1/1, inv. no. 1.
- 4 *Grund-Riss Der Kai. König. Haupt Stadt Prag, im Königreich Böhmeim: Unter Gloreicher Regierung Seiner Majestaet, Leopolds des II ten [...] Unter Der Direction Dero Ober Bau Director und Ingenieur Professor Franz Leonard Herget. Aufgenommen im Jahr 1791. Gezeichnet von Carl A. Lutz und Johann Oppelt.* Austrian National Library, Vienna, sign. FKB C.60.1; *Grund-Riss der königlichen Hauptstadt Prag im Königreich Böhmen: Unter Gloreicher Regierung Sr. Majestaet Leopolds des II. [...] Unter der Direkztion Dero Oberbaudirektors und Ingenieurs-Professors Franz Leonard Herget aufgenommen im*

Jahr 1790. Gezeichnet von Karl Lutz und Johann Oppelt, Ingenieurs. Austrian National Library, Vienna, sign. FKB C.61.1.

5 POKORNÝ: Plán, pp. 1–3.

6 https://app.iprpraha.cz/apl/app/historicke_centrum_prahy/

7 <http://katalog.ahmp.cz/pragapublica/permalink?xid=7E88D34CFBD511DF822500166F1163D4>

8 In particular, Lukáš BRŮHA: *Certifikovaná metodika pro tvorbu metadat kartografických dokumentů. A manual*, Praha 2014. Available at: <http://web.natur.cuni.cz/gis/temap/index.php/sprava-map/metodika-pro-tvorbu-metadat>; panel discussion to *Edice na stůl (Editions on the table)*, the 18th national archival conference in Pilsen, 2019. In general, Jiří CAJTHAML: *Analýza starých map v digitálním prostředí na příkladu Müllerových map Čech a Moravy*, Praha 2012, pp. 148–160; Milan TALICH: *Trendy výzkumu možností využívání starých map digitálními metodami*, in: Eva CHODĚJOVSKÁ/Robert ŠIMŮNEK ŠIMŮNEK (eds.): *Krajina jako historické jeviště: k počtě Evy Semotanové*, Praha 2012, pp. 373–386, see pp. 383–386; and specifically Deutsche Forschungsgemeinschaft – Praxisregeln: *Digitalisierung*. Available at: http://www.dfg.de/formulare/12_151.

9 [https://en.wikipedia.org/wiki/Hugin_\(software\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Hugin_(software))

Eva Chodějovská (Brno)

Henry Kaap: Lorenzo Lotto malt Andrea Odoni. Kunstschaffen und Kunstsammeln zwischen Bildverehrung, Bilskepsis, Bildwitz, Berlin: Gebr. Mann 2021, 320 Seiten, 124 teils farbige Abb., ISBN: 978-3-7861-2865-6

1. „Sprechende Porträts“ und die These der Kritik an „numinoser Bildmacht“ im Sinne eines sanften Ikonoklasmus? Auf der Suche nach dem Witz

Henry Kaap beschreibt in seinem Werk „Lorenzo Lotto malt Andrea Odoni. Kunstschaffen und Kunstsammeln zwischen Bildverehrung. Bilskepsis und Bildwitz“ das seiner Ansicht nach komische Verhältnis des durch Lotto zum Sprechen gebrachten Kunstsammlers Andrea Odoni (Abb. 1, S. 234). Ausdrücklich gebraucht der Autor den Terminus „Bildrhetorik“ (S. 42–43), wo-

mit nicht nur die Gestikulation der Figur, sondern auch das stumme Sprechen mittels der im Bild versammelten gemalten Skulptur, die Kaap anhand von Sekundärliteratur akribisch deutet, gemeint ist. Der Leser erwartet im Laufe des Buches gespannt den Bildwitz, auf den der Titel der Schrift verweist. Worin liegt dieser? Folgt man der These des Autors, so besteht er darin, dass es Lotto und der Auftraggeber, der Kunstsammler Andrea Odoni, in Art eines „poetischen Ikonoklasmus“ auf intellektuelle Kritik und ironische Brechung numinoser Bildmacht abgesehen hätten.

„In der ironisch-satirischen Brechung der vermeintlich numinosen Bildmacht vollzieht sich der Akt eines poetischen Ikonoklasmus, der nicht auf Zerstörung des Kunstwerks abzielt, sondern im Gegenteil dessen Erhaltung intendiert, indem er die Bereinigung (Katharsis) von negativ besetzten bildmagischen Glaubensinhalten forciert [...]“ (S. 203)

Aus dieser Annahme ergibt sich ein grundlegender Widerspruch zu Kaaps These der Bildrhetorik, der nicht minder schmunzeln lässt: Bereits Emanuel Loewy, der Sigmund Freud bekanntlich bei der Beschaffung seiner Antikensammlung beriet,¹ dachte in den 1930er Jahren über psychologische Bedingungen von Kunst nach.

„Ganz ist die Loslösung von dem Urgedanken auch heute nicht vollzogen. Noch dauern, in altem oder neuem Gewande, viele der Formen, die jenem Gedanken entsprangen, noch will die Kunst, auf ihre Art, Geister bannen, Zauber üben.“²

Solche „Bildzauberei“, übrigens Grundlage für Gombrichs „Steckenpferd“, scheint im Zusammenhang mit Porträts, die mit Mitteln der Bildrhetorik regelrecht „zum Sprechen“ gebracht werden, eigentlich recht naheliegend. Damit steht Kaaps These der „Bildrhetorik“ jedoch von Beginn der Schrift an in fundamentalem Widerspruch zu dessen Annahme eines Bildwitzes im Sinne von „poetischer Kritik an numinoser Bildmacht“.

Die Ungereimtheit des Buches überrascht umso mehr, als sich der Autor auf Erst Gombrichs „Art and Illusion“ bezieht, ein u. a. Emanuel Loewy gewidmetes Werk.³ Gombrich betont hier ausdrücklich, dass auch das Bild seit dem 15. Jahrhundert auf der wechselseitigen Verstärkung von Illusion und Erwartung – also letztlich „Zauberei“ – beruhe.⁴

Kaap dürften die methodologischen Prämissen des von ihm herangezogenen Buches von Gombrich (S. 257) schlichtweg entgangen sein.

„Die drei Begriffe Bildverehrung, Bildskepsis, Bildwitz bieten als Überschriften den strukturellen Kern und gleichzeitig als Lottos schöpferische Grundprinzipien den ‚dreistrangig gezwirbelten‘ Leitfaden der Studie. Ihr ambivalentes Verhältnis zueinander durchzieht alle Kapitel [...]. Zunächst steht die künstlerische Produktion, das heißt möglichst naturnahe Darstellung (mimesis) und der illusionistische Charakter der Malerei, in einem nicht unproblematischem Verhältnis zur Rezeption der Bilder durch Betrachter:innen, deren Wahrnehmung von religiösen Glaubensvorstellungen geprägt ist. Aus dieser also bereits im Ansatz prekären Situation heraus, gelingt es Lotto dennoch, nicht nur seine Gemälde von ‚falschen‘ Interpretationsweisen zu bewahren, sondern gleichsam im Sinne eines poetisch gewendeten Ikonoklasmus die Verehrung von (Kunst)Bildern und die Skepsis vor (Kult)Bildern im Format des Bildwitzes fruchtbar miteinander zu verquicken.“ (S. 232)

Die Bemerkung versucht die Frage, ob nicht eine Verbindung von illusionistischem Bild und religiösen Glaubensvorstellungen in der Malerei der europäischen Neuzeit gängig waren?

2. Porträt und Deckel

Die interessanteste These des Buches, vielleicht, ist jene der Entwicklung der Porträts Lorenzo Lottos aus der Tradition von Bildnissen mit *coperti*. Gemeint sind Bildnisse, die mit einem bemalten Deckel versehen waren, welcher ein moralisch-allegorisches Sujet aufwies. Solche Bild-

deckel wurden etwa betreffend Albrecht Dürers Darstellung des Hieronymus Holzschuher der Berliner Gemäldegalerie - oder Giovanni Bellinis Porträt des Dogen Loredan in der Londoner National Gallery vorgeschlagen. Kaap rekonstruiert einen solchen etwa auch für Lottos Porträt des Bernardo Rossi und zieht daraus weitschweifende und oft reichlich assoziative Schlüsse (S. 43-51). Jedenfalls hätte eine formale Analyse des Odoni Porträts die These der Relevanz von Bilddeckeln in der Porträtmalerei Lottos unterstützt. Bedauerlicher Weise enttäuscht die von Kaap gelieferte Bildanalyse in dieser Hinsicht. Die Problematik dürfte darin liegen, dass Kaap die plastischen Gegenstände respektive den Bildraum ohne jede Berücksichtigung deren Bezugs zur Malfläche untersucht. Möglicherweise hätte der Vergleich mit Werken von zeitgenössischen Malern davor bewahrt, dieses relevante Kriterium zu übersehen. Auf solche verzichtet der Autor jedoch weitgehend. Dies führt zu der etwas unprofessionellen Annahme, dass eine dynamische Drehbewegung der offensichtlich diagonal angelegten Figur des Odoni, die nebenbei bemerkt – Kaaps Behauptung entgegen – nicht in Dreiviertelansicht gegeben ist (S. 30), sondern mit schräg gerichtetem Körper und frontal dargestelltem Haupt, nicht nur Zeitlichkeit ins Bild bringen würde, sondern ausdrücklich auf die Betrachter:innen hin gerichtet wäre. Kaap betont, dass Odonis rechter, diagonal angelegter Arm in Richtung des Betrachter:innenraumes ausgestreckt wäre, und baut auf dieser vermeintlichen Fusion von Bild- und Realraum die weitere Interpretation des Gemäldes auf. Damit schwächt er jedoch seine durchaus weiterführende These, dass Lottos Bildnisse mit der Tradition der *coperti* in Zusammenhang stünden, radikal.

Dies ist wie folgt zu verstehen: Wie schon Petra Kathke feststellte, zielte Lorenzo Lotto durch Vielfalt und Abwechslungsreichtum der Bewegungsmotive des Porträtierten und der ihn umgebenden Scheinskulptur u.a. auf einen Paragone mit der Skulptur ab.⁵ Wird die Beziehung der plastischen Körper zur Malfläche berücksichtigt, fällt auf, dass Lotto diese im Sinne einer abschließenden Rückwand definiert, womit er das

Bild gleich einem gemalten Hohlraum, der dem Volumen der dargestellten Körper entspricht, definiert. Der Bildraum lässt sich damit gerade nicht in den Realraum (Betrachterraum) fortsetzen. Lotto verzichtet nämlich zugunsten von kontrastierenden Bewegungsmotiven der Bildgegenstände im Sinne des Paragone mit der Skulptur darauf, das Bild in einander kontinuierlich überlagernden – und daher in den Realraum fortsetzbaren – Schichten aufzubauen, wodurch z. B. die gemalte Skulptur im Vordergrund keinen Bezug zur Grundfläche hat und den Raum gegen die Betrachter:innen abschließt. Die plastischen Bildgegenstände überschneiden horizontale (Tischplatte) und vertikale (Herkulestorso im Hintergrund) Elemente des seitlich sowie am unteren Rand angeschnittenen Querformates. Da diese, die Grundrichtungen der Bildfläche akzentuierenden Struktur durch die gemalten Körper massiv überlappt wird, kommt ihr doppelter Bezug zu Fläche und Raum, welcher die Verbindung von Bildraum und Realraum garantieren würde, nicht zur Geltung. Eindeutig ist auch die schmale Rahmung nicht als flächiges Band aufgefasst, welches den Bildraum im Sinne der Kontinuität von Tiefenschichten mit dem Raum der Betrachter:innen verbinden würde. Vielmehr bildet der Rahmen als plastisch gewölbte Erhebung die äußerste, abschließende Grenze des Bildraumes. Da der Raum nicht im Sinne eines kontinuierlichen Systems aufgefasst ist, bleibt Lotto an „starre“ Flächenschemata gebunden, um das Gemälde zu strukturieren. So ist die Figur in der Mittelachse der Fläche angeordnet. Der Umriss der voluminösen, bildfüllenden Figur bildet ein ungleichseitiges Dreieck aus. Indem dieser Umriss durch den diffusen Lichteinfall annähernd wiederholt wird, wird der Körper der Figur an die Malfläche gebunden. Ein weiteres Mittel der Einbindung der plastischen Körper in den „gemalten Hohlraum“ ist die verhältnismäßig kleinteilige Lichtführung: Indem Licht und Schatten die Gegenstandsgrenzen übergreifen, tragen sie zur Verbindung von Körper und Raum bei.

Kurz gesagt, konzipiert Lotto keinen Systemraum, was die Verschließung durch einen Deckel – also einem Abschluss gegen den Realraum –

rechtfertigen würde. Absichernde Vergleiche mit Werken anderer Maler hätten geholfen, dieser These durch die Formalanalyse Gewicht zu verleihen. Da diese weitgehend ausbleiben, sei die Deckelthese hier durch die Gegenüberstellung mit einem Porträt von Giovanni Battista Moroni, der den Bildraum radikal anders auffasst, weitergedacht, jenem des Gabriel del la Cueva von 1560. Moroni dimensioniert das Kniestück im Verhältnis zum Hochformat der Bildfläche deutlich gemäßigter. Dies gibt ihm die Möglichkeit, Horizontalen und Vertikalen des Grundes durch gemalte, flächig geschichtete Architektur zu betonen. Dieser kommt eine doppelte Funktion zu: Sie betont einerseits die Fläche und definiert andererseits den Raum. Der Grund wirkt bei Moroni somit nicht wie der hinterste Abschluss eines Hohlraumes. Vielmehr ist der allseitig beschnittene Bildraum hier mit dem Raum der Betrachter:innen verschränkt. Die flächigen Schichten der Architektur, in welche die Figur eingespannt ist, lassen sich kontinuierlich fortsetzen. Im Unterschied zu Lotto schafft Moroni also einen mit dem Realraum kommunizierenden Systemraum, der einen Deckel als vorderen Abschluss gerade ausschließt.

Im Gegensatz dazu scheint ein solcher, die Porträts Lottos betreffend, durchaus denkbar. Kaap kommt das Verdienst zu, dies angedacht zu haben.

3. Nikolaus Cusanus, das Begriffspaar „Hexis-Metahexis“ und die These der „feinen Unterschiede“ nach Pierre Bourdieu?

Es erscheint höchst verdienstvoll, dass Kaap im Laufe seiner Schrift die spätestens seit Hoffmann/Klibansky⁶ und Cassirer⁷ für die Ideengeschichte klassisch gewordenen und in deren neuzeitlicher Interpretation auf Nikolaus de Cusa zurückgehenden Begriffe der antiken „Hexis-Metahexis“ aufgreift und für den kunsthistorischen Diskurs gleichsam präsent hält (S. 122–123). Freilich spart der Autor die Darlegung einer Begriffsgeschichte gänzlich aus. Es ist fraglich, ob er sich der durch Cusanus eingebrachten Erneuerung des Denkens überhaupt bewusst wird. Die

Grundlagenliteratur zu diesem philosophisch doch recht komplexen Problem, das seit Platon und Aristoteles kurz gesagt in der Verbindung von zwei unterschiedlichen ontologischen Ebenen, *Hexis* (Habitus) und *Metahexis* (Teilhabe an der Idee), besteht und von Cusanus auf radikal neue Art gedeutet wird, findet sich bei Kaap jedenfalls nicht. Weder zitiert der Autor Hoffmann/Klibansky, noch Cassirers „Individuum und Kosmos in der Renaissance“. So scheint Kaap selbst zu entgehen, dass die eigentliche Neuerung des Cusanus darin besteht, einen im Grunde universalistischen Gedanken in die Welt zu setzen: Die mit Platon und Aristoteles gestellte Problematik der Differenz unterschiedlicher ontologischer Ebenen, denkt Cusanus insofern weiter, als er zwischen diesen zu vermitteln sucht. Er nimmt den Menschen als „mittlere Natur“ an. Diese „mittlere Natur“ sollte das „Höhere“, wie das „Niedrige“ in seiner Ganzheit in sich schließen. Damit wird die Menschheit zum Bindeglied des Alls. Die Begriffe „Hexis-Metahexis“ bedingen einander von nun an wechselseitig. Zweifellos wird dieser auf Nikolaus Cusanus zurückgehende Gedanke für die Ideengeschichte der europäischen Neuzeit prägend. Es ist jedoch fraglich, ob Kaap die Tragweite der von ihm angewandten Begriffe bewusst ist. Unvereinbar scheint der von Cusanus eingebrachte Gedanke jedenfalls mit Pierre Bourdieus Interpretation des antiken Begriffs „Hexis-Habitus“, die der Autor indirekt aufgreift (S. 225).⁸ Bourdieu definiert das Individuum anhand des Habitus-Begriffs – konträr zu Cusanus Auffassung – als ein Exempel seiner sozialen Klasse. Damit fällt der durch Cusanus geprägte Gedanken der Menschheit als Bindeglied des Alls gerade. Die Bindung an soziale Klassen seitens des Künstlers Lorenzo Lottos widerspricht jedoch z. B. auch der Tatsache, dass von diesem zahlreiche Porträts von Handwerkern überliefert sind, was gegenüber der Bindung an Stände bis zum 15. Jahrhundert als Neuerung anzusehen ist.⁹

Kaaps Schrift weist also durchaus die Schwäche auf, Begrifflichkeiten der Ideengeschichte recht assoziativ zu montieren, ohne diese genauer zu definieren. Dennoch weist das Buch einen

für die Interpretation des Odoni Porträts sehr interessanten Gedanken auf, den Kaap nur beiläufig erwähnt und mit der Philosophie des Cusanus nicht in Verbindung setzen kann, da er dessen Vorstellung der Menschheit als „mittlere Natur“ vollkommen unerwähnt lässt: Es handelt sich um die für die gesamte Neuzeit (von Ficino über Ariost, Castiglione und Pascal bis zur Postmoderne) paradigmatische Vorstellung der menschlichen „Mitte“ zwischen zwei Extremen, als Tugend (*aurea mediocritas*). Kaap erwähnt diese Vorstellung auf S. 57, zieht aber daraus keine grundlegenden Schlussfolgerungen für die Interpretation des Bildnisses von Odoni.

4. Odoni und die „aurea mediocritas“ als Habitus und Tugend im Kontext des trinkenden Herkules

Zweifellos geht Kaap recht in der Annahme, dass der gemalten Skulptur, die das Umfeld Odonis bildet, mehr Bedeutung als lediglich die des Paragone zuzumessen ist. Dass die Skulpturen im Hintergrund des Bildes auf Herkules anspielen und auf die Repräsentation der Persönlichkeit des dargestellten Sammlers zu beziehen sind, wurde in der Literatur schon immer gesehen und unterschiedlich gedeutet.¹⁰ Radikal ahistorisch erscheint jedoch Kaaps Interpretation der Aussage des trunkenen Herkules, der rechts im Bild dargestellt ist. Kaap setzt ihn zwar folgerichtig mit Darstellungen des „*puer mingens*“ von Lotto in Beziehung, deutet beides jedoch als „zweifellos untugendhaftes Symbol“ im Sinne der Kategorien der Zeit (S. 36). Dies ist unhaltbar. Archäologische Forschung belegt, dass Weinkonsum in der Antike seit Homer mit heroischem Status belegt war. Wie Herkules, dessen Heiligtümer Trinkgefäße geopfert wurden, zeichnete Weinkonsum Heroen generell als „übermenschlich“ aus, und zwar nach deren Tod. In diesem Sinne ist der auf Kantharoi eingeritzte Begriff „heilig“ (*hieros*) zu verstehen. Dies führte zu ikonographischen Verschmelzungen von Herkules und Dionysos. Mit dem Trinken von Wein waren Vorstellungen wie Glück, Unbeschwertheit und Luxus verbunden, nicht nur von Ausschweifung und Extase. Die Benützung eines Kantharos im Sinne der „imita-

tio heroico“ verhiess die Erfüllung einer Sehnsucht nach der heroischen Tat. Kaap entgeht die Bedeutung des trinkenden Herkules im Sinne der Antike, was zu fundamentalen ikonographischen Missverständnissen führt. Der Autor mutmaßt, dass das Symbol des trunkenen Herkules in ambivalentem Verhältnis zu den Tugenden des Helden stehen würde, den kanonischen Herkules-taten, die er durch die dritte Herkulesstatue im Bild, hinter Odonis linkem Arm, symbolisiert sieht. Dieses gemalte Fragment bringt er mit der Bezwingung des Nemeischen Löwen durch Herkules in Verbindung (S. 36–37). Aus dieser Interpretation zieht der Autor Rückschlüsse auf die Darstellung der Persönlichkeit des Odoni. Das Heroische in der griechischen Kultur ist jedoch eine Kategorie zwischen Tat und Ruhe, Mühe und Glück, Normerfüllung und Normüberschreitung.¹¹ Diese Balance zwischen Extremen wäre durchaus mit Kaaps Gedanken vereinbar, dass Odoni durch die Tugend der „aurea mediocritas“ charakterisiert sein könnte, welchen der Autor jedoch nicht auszuführen in der Lage ist.

Gur vereinbar erscheint die mit dem Trinken von Wein verbundene Vorstellung des posthumen Glücks im Sinne des gelungenen Lebens, mit dem christlichen Jenseitsgedanken, wie er in dem von Lotto ausgemalten Oratorio Suardi nahe Bergamo (1523–1524) zu Tage tritt: An der Decke des Oratorio, das mit Fresken der Heiligen Barbara und der Heiligen Brigid versehen ist, wird ein puer mingens sichtbar. Kaaps Deutung dieses Symbols als „medienreflexives Kippmoment, der die ästhetisch-religiöse Belustigung zur allgemeinen Erheiterung werden“ ließe (S. 186), wird hier als unannehmbare Projektion des Autors angesehen.

6. Diana Ephesia – Ausdruck „frustrierten männlichen Begehrens“ oder Bekenntnis zu „geschwisterlicher Liebe“/Androgynie?

Ein wesentlicher Anteil der Schrift Henry Kaaps (S. 154–179) ist der Deutung der gemalten Skulptur der Diana Ephesia in der Hand Odonis gewidmet. Der Autor, der im vorangehenden Kapitel auf die Popularität dieses Motivs während des

16. Jahrhunderts verweist, deutet es als Symbol frustrierten männlichen Begehrens. Dies findet er durch die von ihm angenommene Beziehung des Symbols zur *Hyperotomachia Poliphili* des Colonna bestätigt, die ihrerseits bekanntlich als Rezeption des „goldenen Esel“ des Apuleius aufzufassen ist. Diese für die Idee der Diana Ephesia naheliegende literarische Quelle, wird von Kaap seltsamer Weise nur am Rande erwähnt (S. 142). Kaaps Buch hätte eine profundere Auseinandersetzung mit literaturwissenschaftlicher Forschung jedenfalls gutgetan: Sowohl die Thematik der Diana Ephesia, etwa im „goldenen Esel“, als auch die Aussage der *Hyperotomachia Poliphili*, die allerdings keineswegs zwingend Quelle für Lottos Bild gewesen sein muss, ist „geschwisterliche Liebe“ im Sinne von Androgynie.¹² Im „goldenen Esel“, wo Diana von Ephesus etwa mit Venus, Isis oder Ceres gleichgesetzt wird, gilt sie als heilbringende Mutter aller Geschlechter: „Königin des Himmels! Du seist nun die allnährende Ceres, des Getreides Erfinderin, welche in der Freude ihres Herzens über die wiedergefundene Tochter, dem Menschen, der gleich den wilden Tieren mit Eichel sich nährte, eine mildere Speise gegeben hast, und die eleusischen Gefilde bewohnt, oder du seiest die himmlische Venus, welche im Urbeginn aller Dinge durch ihr allmächtiges Kind, dem Amor, die verschiedenen Geschlechter gegattet und also das Menschengeschlecht fortgepflanzt hast, von dem sie zu Paphos in dem meeresumfluteten Heiligtum verehrt wird, oder des Phöbus Schwester, welche durch den hilfreichen Beistand, den sie den Gebärerinnen leistet, so große Völkerschaften erzogen hat und in dem herrlichen Tempel zu Ephesus angebetet wird.“¹³ Sieht man die prominente Darstellung der Diana Ephesia in der Hand des Odoni mit Lottos Verbildlichung einer Venus- und einer Hadriansbüste im Vordergrund des Bildes, so ist anzunehmen, dass in dem Porträt die Hoffnung auf ein „goldenes Zeitalter“ der „geschwisterlichen Liebe“ zum Ausdruck gebracht werden sollte. Eine inhaltliche Kontrastierung von Natur und Humanitas, die in der Forschung, das Porträt des Odoni betreffend, ebenfalls postuliert wird,¹⁴ und

für Kaap zum Ausgangspunkt der Überlegungen wird, erscheint wenig plausibel.

13 APULEIUS: Der goldene Esel, Frankfurt am Main 2008, 11. Buch, S. 252–253, S. 255.

14 Allg. dazu: SHEARMAN: pictures, S. 146–148.

Anmerkungen

Barbara Czwik (Wien)

- 1 Harald WOLF: Archäologische Freundschaften, Emanuel Loewy und Ludwik Pollaks Bedeutung für den Sammler, in: Lydia MARINELLI (Hg.): Meine alten und dreckigen Götter. Aus Sigmund Freuds Sammlung, (Kat. Ausstellung 18.11.1998–17.2.1999), Wien 1998, S. 62.
- 2 Emanuel LOEWY: Ursprünge der bildenden Kunst, Wien/Leipzig 1930, S. 21.
- 3 Ernst GOMBRICH: Art and Illusion. A Study in the Psychology of Pictorial Representation (= The A. W. Mellon Lectures in the fine Arts 1956), Princeton 2¹⁹⁷².
- 4 GOMBRICH: Art, S. 206–207.
- 5 Petra KATHKE: Porträt und Accessoire. Eine Bildnisform im 16. Jahrhundert, Berlin 1997, S. 123.
- 6 Ernst HOFFMANN/Raymond KLIBANSKY: Cusanus-Studien, Das Universum von Nikolaus Cusanus (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften), Heidelberg 1930
- 7 Ernst CASSIRER: Individuum und Kosmos in der Renaissance, Hamburg 2013.
- 8 Es bleibt unverständlich, weshalb Kaap den Begriff der „Feinen Unterschiede“ mit Norbert Elias Zivilisationsbegriff in Verbindung bringt, intendiert Elias mit dem Terminus „Figuration“ doch eine mit Bourdieus statischem Klassengedanken radikal unvereinbare dynamische Entwicklungs-idee.
- 9 Aimee NG/Simone FACCHINETTI/Arturo GALANSINO: Moroni. The Richness of the Renaissance Portraiture (Kat. Ausstellung, The Frick Collection 2019), New York 2019, S. 144.
- 10 John SHEARMAN: The early italian pictures in the collection of her majesty the Queen, Cambridge, London, New York 1983, 146–148.
- 11 Ralf VON DEN HOFF: Ein Weinkelch für Herakles. Die Heroik des Trinkens und das Glück der Heroen(verehrer) im 6. und 5. Jahrhundert vor Christus; <http://freidok.uni-freiburg.de> (12.4.2022).
- 12 Zur Thematik der Androgynie in der *Hyperotomachia Poliphili* siehe Achim AURNHAMMER: Androgynie. Studien zu einem Motiv in der europäischen Literatur (Literatur und Leben, N. F. Bd. 10), Wien Köln Weimar, 1986, im speziellen S. 52–55.

Gernot Mayer: Kulturpolitik der Aufklärung. Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (1711–1794) und die Künste (= Stendaler Winckelmann-Forschungen 13), Langenhagen: Michael Imhof Verlag 2021, 384 Seiten, 182 Abb., ISBN 978-3-7319-1199-9

Kaum eine historische Persönlichkeit der Habsburger Monarchie des 18. Jahrhunderts ist zugleich so bekannt und unbekannt geblieben wie der Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg. Das liegt nicht nur an seiner in all ihren Facetten widersprüchlichen Persönlichkeit, sondern auch an seinen vielfältigen politischen wie kulturellen Interessen und Handlungsräumen. Gernot Mayer hat es in seiner, nun in Buchform vorliegenden Dissertation unternommen, den kulturpolitischen Aspekten und Implikationen des Staats- und Privatmanns Kaunitz in ihrer gesamten Breite nachzugehen. Dabei erweist sich Kaunitz mit all seinen Ambitionen und Aktivitäten als ideale Figur, durch die ein unheimlich weites, kulturgeschichtliches Feld erschlossen werden konnte. Kaunitz fungiert gleichsam als Schnittstelle, anhand der sich ein ebenso groß wie relevanter Teil der habsburgischen „Kulturpolitik der Aufklärung“, so der Buchtitel, vielschichtig nachzeichnen lässt. Die fünf im Buch beschriebenen „Aktionsfelder der Kulturpolitik“ – Theater, (Garten)Architektur, Akademie, Lombardei und Belgien sowie Museum – geben dabei nicht nur den Blick auf die Weite des Terrains frei, in dem sich Mayers Forschung bewegt, sondern verweisen auch auf deren interdisziplinäre Konstruktion. Dies erforderte eine grundlegende Kenntnis des umfangreichen Quellenbestandes: Mayer hat Quellen aus Archiven in ganz Europa herangezogen, vielfach neu erschlossen und den für Kaunitz relevanten Bestand im Österreichischen Staatsarchiv und Mährischen Landesarchiv, das das ehemalige Familienarchiv

Kaunitz beherbergt, systematisch aufgearbeitet. Trotz der Vielzahl an quellenkritischen Untersuchungen lässt seine Forschung die zentrale Fragestellung nie außer Acht: Kaunitz' Kulturpolitik als Gesamtkomplex zu betrachten, die nicht nur in ihren genauen Abläufen, sondern auch in ihrer historischen Bedeutung rekonstruiert wird.

Kaunitz' frühes kulturpolitisches Engagement setzt Mitte des 18. Jahrhunderts mit seinem Eintreten für eine neue Organisation und Finanzierung des höfischen Theaterwesens ein, das sich – nach dem Bankrott des Hoftheaters – in kritischem Zustand befand, weil sich Finanz- und Repräsentationsbedürfnis des Hofes nicht in Einklang bringen ließen. Man könnte Kaunitz' Bemühungen darauf reduzieren, dass er nur das überkommene Repertoire zu überwinden und das zurzeit führende französische Schauspiel in Wien zu etablieren versuchte. Mayer erkennt aber Kaunitz' eigentliche Intention: das gesamte habsburgische Kulturleben auf ein höheres Niveau zu heben und neue Qualitätsstandards zu setzen. Eine weitere Konstante wird ebenso deutlich: Kaunitz' Vermögen – über längere Zeit- und verschiedene Staatsräume hinweg –, ein Netzwerk aus Personen zu spannen, die seiner Agenda nützlich waren oder werden konnten. So trifft man zu unterschiedlichen Zeiten und in verschiedenen Zusammenhängen auf dieselben Akteure. Als Beispiel sei nur Giacomo Durazzo genannt, der in den Kapiteln „Theater“, „(Garten-)Architektur“ und „Museum“ abwechselnd als Generalspektakeldirektor, Architekt und Kunstkennner auftritt. Ein komplexes Netz aus Freunden und Vertrauten, wo Vieles nur mündlich vereinbart wird, macht jede Quellenauswertung schwierig. Mayer gelingen dennoch überzeugende Rückschlüsse, wo, wie und wann Kaunitz als maßgebende Instanz fungiert hat.

Im Theater-Zusammenhang steht ein weiteres Projekt: ein Doppeltheater, dessen eigenhändig (!) von Kaunitz angefertigte Entwurfszeichnungen (1762) nun erstmals publiziert wurden. Gedacht war das Doppeltheater als Ersatz für das niedergebrannte Komödientheater am Kärntner Tor. Was die nie verwirklichten Entwürfe so ungewöhnlich, beinahe avantgardistisch anmuten

lässt, ist nicht nur, dass der Grundriss des Doppeltheaters genau mit dem urbanen Raum korrespondiert, sondern auch, dass die Innenarchitektur (Raumfolgen, Anordnung der Logen etc.) ganz auf die optimale Nutzung des Gebäudes als Theater abzielt. Funktion und nicht Ästhetik stehen im Vordergrund. Umgekehrt spielte ästhetisches Vergnügen wohl die Hauptrolle bei der gartenarchitektonischen Neugestaltung der kaiserlichen Residenz in Schönbrunn, die Kaunitz als treibende Kraft nach dem Vorbild französischer Rokoko-Gärten forcierte. Der genaue Anteil von Kaunitz' Eingreifen ist schwer zu beziffern. Wie so oft war sein Engagement nicht an ein offizielles Amt gebunden und nur von der Gunst des Kaiserhauses abhängig. Die Aufträge für die skulpturale Ausstattung konnte Kaunitz jedenfalls eindeutig an heimische Künstler vermitteln, sodass der Schönbrunner Garten – wie Mayer es formuliert – zur „Leistungsschau der Wiener Akademie“ geriet.

Damit wird die Brücke zur k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste geschlagen, deren Protektorat Kaunitz 1772 übernahm. Ein solches hatte Kaunitz zuvor schon bei der nach französischem Vorbild von Jacob Matthias Schmutzer gegründeten Kupferstecherakademie eingenommen. Damit dürfte Kaunitz darauf abgezielt haben, ein Konkurrenzunternehmen zur etablierten, aber überholten kaiserlichen „Akademie der Mahler Bildhauer und Baukunst“ zu bilden und deren notwendige Reform zu forcieren. Mit der Fusion aller Kunstschulen zur k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste 1772/73 erreichte er – beinahe – dieses Ziel. Beinahe deshalb, weil seine eigentliche Intention, an der Akademie einen Lehrstuhl der Schönen Wissenschaften einzurichten scheiterte. Zum einen fand sich kein geeigneter Gelehrter, der – à la Johann Joachim Winckelmann – umfassend in Theorie und Geschichte der Kunst bewandert war, zum anderen zeigte man von Seiten des Wiener Hofes wenig Interesse an einer Ausweitung der Akademie.

Es ist das große Verdienst dieses Buches, nicht nur die Wiener, sondern auch die Situation der Österreichischen Niederlande und Lombardei zu beleuchten, deren Verwaltung in die Kompe-

tenz von Kaunitz als Staatskanzler fiel. Beide Länder dienten Kaunitz als Experimentierfelder, wobei er hier nicht nur als Promotor, sondern auch als Verhinderer agierte. An die Bildungseinrichtungen der Peripherie richtete er eben andere Erwartungen und Ansprüche als an jene der Reichshauptstadt. Dennoch zeigt Mayer, wie unter Kaunitz' Ägide Reformen und Innovationen nicht einseitig in die Peripherie transferiert, sondern in wechselseitigen Prozessen entwickelt und verbreitet wurden. So kann etwa die Reform der Reale Accademia di Scienze e Belle Lettere in Mantua als Ausgangspunkt für die nie verwirklichte Idee einer Akademie der bildenden Künste und schönen Wissenschaften in Wien gesehen werden.

Eine kaum zu überschätzende Rolle nahm Kaunitz bei der programmatischen Gemäldehängung in der kaiserlichen Galerie im Oberen Belvedere von 1780 ein. Schon zuvor war die Gemäldeammlung vom Galeriedirektor Joseph Rosa aus der Stallburg in das Obere Belvedere transferiert und dem höfischen Kontext der Hofburg entzogen worden. Als nunmehr öffentliches Museum erhielt die Gemäldegalerie einen neuen Charakter und eine neue Funktion. Rosas Leistung wurde jedoch durch die Intervention des Kupferstechers und Verlegers Christian Mechel völlig in den Hintergrund gedrängt. Mechel war mit tatkräftiger Unterstützung von Kaunitz 1779 zur Galerie hinzugezogen worden und schuf die berühmte, vielfach als radikal gewertete Gemäldehängung. Über Mechel griff Kaunitz immer wieder in das Galeriegeschehen ein und vermochte auch seine – von Winckelmann beeinflussten – Vorstellungen der Galerie als einer „buona scuola di belle arti“ einzubringen.

Kaunitz war von Winckelmanns Werk tief beeindruckt und ließ 1776 durch die Wiener Akademie dessen zweite deutsche Edition der „Geschichte der Kunst des Alterthums“ publizieren. Dass das vorliegende Buch von Gernot Mayer zur Kulturpolitik von Kaunitz gerade in der Reihe der Stendaler Winckelmann-Forschungen erschienen ist, ist eine schöne Fügung. Das Buch ist sorgfältig ediert, reich bebildert, mit einem Literaturver-

zeichnis und Personenregister versehen – und ein Vergnügen zu lesen.

Nora Fischer (Wien)